XXIII. Band 1937 Heft 2

IMAGO

Zeitschrift für psychoanalytische Psychologie ihre Grenzgebiete und Anwendungen

Offizielles Organ der Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung

Herausgegeben von

Sigm. Freud

Redigiert von Ernst Kris und Robert Wälder



Wir machen hiemit unsere Autoren auf die folgenden gesetzlichen Bestimmungen aufmerksam:

Bis zum Ablauf von zwei dem Erscheinungsjahr einer Arbeit folgenden Kalenderjahren kann über die betreffenden Verlagsrechte (Wiederabdruck und Übersetzungen) nur mit Genehmigung des Verlages verfügt werden. Es steht jedoch auf Grund eines generellen Übereinkommens, das wir mit dem „International Journal of Psycho-Analysis" getroffen haben, jedem Autor frei, ohne ausdrückliche Genehmigung des Verlages der letztgenannten Zeitschrift Rechte zur Übersetzung und zum Wiederabdruck einzuräumen.

Ansuchen um die Genehmigung einer Wiederveröffentlichung oder Übersetzung in einem anderen Organ müßten, um Berücksichtigung finden zu können, zugleich mit Übersendung des Manuskriptes gestellt werden.

Die Redaktion

---

1) Die in der „Imago" veröffentlichten Beiträge werden mit Mark 25.— per sechzehnseitigen Druckbogen honoriert.

2) Die Autoren von Originalbeiträgen sowie von Mitteilungen im Umfange über zwei Druckseiten erhalten nach Wahl zwei Freiexemplare des betreffenden Heftes.

3) Die Kosten der Übersetzung von Beiträgen, die die Autoren nicht in deutscher Sprache zur Verfügung stellen, werden vom Verlag getragen; die Autoren solcher Beiträge erhalten kein Honorar.

4) Die Manuskripte sollen gut leserlich sein, möglichst in Schreibmaschinenschrift (einseitig und nicht eng geschrieben). Es ist erwünscht, daß die Autoren eine Kopie ihres Manuskriptes behalten. Zeichnungen und Tabellen sollen auf das unbedingt notwendige Maß beschränkt sein. Die Zeichnungen sollen tadellos ausgeführt sein, damit die Vorlage selbst reproduziert werden kann.

5) Mehrkosten, die durch Autorkorrekturen, das heißt durch Textänderungen, Einschaltungen, Streichungen, Umstellungen während der Druckkorrektur verursacht werden, werden vom Autorenhonorar in Abzug gebracht.

6) Separata werden nur auf ausdrücklichen Wunsch und auf Kosten des Autors angefertigt. Die Kosten (einschließlich Porto der Zusendung der Separata) betragen für Beiträge

bis	8 Seiten	für 25 Exemplare	Mark 15.—,	für 50 Exemplare	Mark 20.—
von 9 „	16 „	„ 25 „	„ 20.—,	„ 50 „	„ 25.—
„ 17 „	24 „	„ 25 „	„ 30.—,	„ 50 „	„ 40.—
„ 25 „	32 „	„ 25 „	„ 35.—,	„ 50 „	„ 45.—

Mehr als 50 Separata werden nur nach besonderer Vereinbarung mit dem Verlag angefertigt.

Preis des Heftes Mark 6.–, Jahresabonnement Mark 22.–

Jährlich 4 Hefte im Gesamtumfang von etwa 520 Seiten

Einbanddecken zu dem abgeschlossenen XXII. Band (1936) sowie zu allen früheren Jahrgängen: in Halbleinen Mark 2.50, in Halbleder Mark 5.—

Bei Adressenänderungen

bitten wir freundlich, auch den bisherigen Wohnort bekanntzugeben, denn die Abonnentenkartei wird nach dem Ort und nicht nach dem Namen geführt.

IMAGO

ZEITSCHRIFT FÜR PSYCHOANALYTISCHE PSYCHOLOGIE, IHRE GRENZGEBIETE UND ANWENDUNGEN

XXIII. Band 1937 Heft 2

Objektbeziehungen aus Schuldgefühl

Eine Studie über Charaktertypen[1]

Von

Ernest Jones

London

Die folgenden Ausführungen behandeln den Prozeß, durch den eine ethische Haltung gegenüber Objekten an die Stelle einer Liebeseinstellung tritt. Das geschieht bis zu einem gewissen Grad zweifellos im Verlauf jeder individuellen Entwicklung; es gibt aber Fälle, wo dieser Vorgang die Entwicklung beherrscht und der ganzen Persönlichkeit ein charakteristisches Gepräge verleiht. Der Prozeß geht dann weit hinaus über bloße Gefügigkeit, über Handlungen, die gegen den eigenen Willen vollzogen werden, weil eine Autorität sie befiehlt oder zu ihnen zwingt. Das kann fast zum einzigen Mittel werden, durch das ein solcher Mensch seiner positiven Einstellung zu einem anderen Ausdruck geben, Lust gewähren oder Fürsorge für das Interesse und das Wohl anderer entfalten kann. Auf welche Weise immer er diese positiven Einstellungen manifestieren mag, sein inneres Gefühl ist das einer moralischen Verpflichtung; er zeigt diese Einstellungen, weil er das Gefühl hat, daß er so soll. Dieses Gefühl des Sollens ist zwar an sich oft versteckt und sogar verdrängt, grenzt aber derartige Einstellungen und Verhaltensweisen scharf von jenen ab, die sich spontan aus Freundschaft, Zuneigung oder Liebe ergeben. Es mag interessant sein, zu erfahren, welche Bedeutung dieser Substitution in der Charakterentwicklung zukommt, wie sie zustandekommt und welche Folgen sie im späteren Leben zeitigt.

Der Sachverhalt könnte auf einfache Weise beschrieben werden, indem man sagt: Die Es-Regungen können sich bei solchen Menschen anderen gegenüber nicht direkt zeigen, sondern müssen vorerst im Über-Ich einer

[1] Vortrag, gehalten auf dem XIV. Internationalen Psychoanalytischen Kongreß in Marienbad am 6. August 1936. Aus dem Englischen übertragen von Lilly Neurath, Wien.

umfassenden Modifikation unterzogen werden. Es kann keinen Zweifel darüber geben, daß dies der Ort ist, wo die Veränderung von Liebe in moralische Verpflichtung vor sich geht. Auch ist es deutlich, daß eine nahe Beziehung zum Problem des Sadismus vorliegt, da wir wissen, daß die Gewissensansprüche untrennbar mit ihm verknüpft sind. Ich habe bei solchen Patienten immer eine starke Ader von verdrängtem Sadismus vorgefunden. Dieser besteht aber zusammen mit einer latenten Fähigkeit zu großer Zärtlichkeit vom Typus der Besitzergreifung, die von echter Liebeshaltung zu unterscheiden ist. Wegen des Sadismus ist, bewußt oder unbewußt, starke Angst vor der Zerstörung der zärtlichen Haltung oder ihres Objektes vorhanden, und viele daraus folgende Reaktionsbildungen sind dazu bestimmt, dieser Gefahr vorzubeugen. Objektbeziehungen können nur in der Form von moralisch geforderten Verhaltungsweisen bestehen. Ich halte diesen Gesichtspunkt für wichtig, weil er einen Schlüssel zum Motiv dieser moralischen Haltung in die Hand gibt und vermuten läßt, daß ihr eine Abwehr- oder Schutzfunktion zukommt. Dank der Ersetzung dieser moralischen Beziehung an die Stelle der Liebe wird sie niemals den verschiedenen imaginären Gefahren ausgesetzt, die von den destruktiven Regungen stammen. Ein weiterer Schutz wird aus dem starken Anteil an Wiedergutmachungstendenzen, die in der moralischen Haltung wirksam sind, bezogen. Sie spielen in ihr in der Tat eine zentrale Rolle, zumal der charakteristischeste Zug der moralischen Haltung ihr Sinn für Verpflichtung und das Gefühl ist, einer anderen Person etwas schuldig zu sein, was dieser vermutlich früher durch einen Beraubungsakt weggenommen worden war. Die Restitutionsvorgänge schließen so eine Art Vertrag in sich, durch den man *sich* vom Geschädigten loskauft und ihn dazu bewegt, die Beschädigung nicht durch einen Angriff auf das, was dem Übeltäter am teuersten ist, zu bestrafen.

Die Introjektions-Projektions-Mechanismen, auf die Melanie Klein besonders Gewicht gelegt hat, spielen bei dem fraglichen Substitutionsprozeß eine hervorragende Rolle. Das, was der Person am wertvollsten ist, kann, wie ich schon früher aufgezeigt habe, in angemessener Weise als Zärtlichkeit für ein Objekt oder als das Objekt selbst beschrieben werden, da die Vorstellung des Objektes in solchen Fällen immer introjiziert und für gewöhnlich sogar mit der eigenen Person identifiziert ist. Ebenso wird auch das geschädigte äußere Objekt introjiziert und es entsteht nun sowohl Angst vor den destruktiven Kräften dieses bösen verinnerlichten Objektes als auch der Impuls, sich ihm zu unterwerfen. Das innere geliebte Objekt ist tief verborgen, um es so vor dem bösen Objekt zu schützen.

Meiner Erfahrung nach ist die moralische Substitution, von der ich spreche, gerade dann besonders deutlich gegeben, wenn die ursprünglichen oral-sadi-

stischen Regungen weitgehend auf die anal-sadistische Stufe verschoben worden sind. Ich möchte so weit gehen, zu behaupten, daß Analerotik und die sie begleitenden Reaktionsbildungen für den ganzen Mechanismus pathognomonisch sind und noch weit mehr für die folgende Auflehnung gegen ihn, von der der ich sogleich sprechen werde. Der typische Komplex ist der Wunsch, Fäzes durch Saugen herauszuziehen, und die entsprechende Angst davor, daß dies einem selbst geschehen könnte.

Bei vielen Menschen erweist sich diese Substitution der gesollten Objektbeziehung an die Stelle der Liebe als recht erfolgreiche Lebensbasis. Sie werden verläßliche und anständige Mitbürger, die ihren Platz im Leben recht gut ausfüllen. Sie leiden allerdings immer unter der Beeinträchtigung ihrer Lebensfreude und bieten für ihre Umgebung den Nachteil, mehr oder weniger hartherzige und unduldsame Menschen zu sein.

Anderseits gibt es eine beträchtliche Schicht von Menschen dieses Typs, die auf dem Weg, den sie eingeschlagen haben, keinen Erfolg haben. Das Versagen des Mechanismus drückt sich in einer Neurose, meistens von zwangsneurotischer Form, aus. Die Analyse weist nach, daß das Mißlingen einem Protest oder einer Auflehnung gegen die moralische Substitution zuzuschreiben ist. Die Auflehnung kommt in folgender Weise zustande. Der charakteristische schwache Punkt der moralischen Substitution ist die Tendenz der sadistischen Elemente in der Moralität, die Oberhand zu gewinnen. Geschieht dies, so beginnen die Wiederherstellungs- und Schutzfunktionen des Mechanismus zu versagen. Der Sadismus, der im Über-Ich gebunden und umgewandelt worden war, regrediert zu seinen destruktiven Elementen und bedroht dann entweder das eigene Ich oder die Außenwelt mit Schädigung. Leute mit einem überempfindlichen Gewissen, d. h. mit starkem Schuldbewußtsein, sind, wie wir alle wissen, besonders grausam und unduldsam, sei es zu sich oder zu anderen, manchmal zu beiden. Die Wendung des Sadismus des Über-Ichs nach innen führt, wenn die Sexualtriebe auf einer infantilen Stufe geblieben sind und auch keine umfassende Sublimierung erfahren haben, zur Angst vor Aphanisis. Unter diesen besonderen Bedingungen kommt es, sobald dieser Punkt erreicht ist, unweigerlich zur Auflehnung, besonders von seiten des Es.

Die sichtbarsten Anzeichen der Auflehnung gegen die stellvertretenden moralischen Objektbeziehungen sind Konflikte auf dem Gebiet der Pflicht. Solche Menschen werden allen Erwartungen gegenüber, die an sie gestellt werden, übermäßig empfindlich. Der bloße Gedanke daran wird unmittelbar in die Vorstellung verwandelt, daß sie gezwungen werden, etwas gegen ihren Willen zu tun — zu Zeiten sogar gegen das, was sie als ihr besseres Selbst empfinden; die Auflehnung ist keinesfalls immer von Selbstsucht diktiert.

Die auffallendsten Beispiele bieten Fälle, bei denen sogar ein persönlicher Wunsch die Bedeutung eines äußeren Zwanges annimmt. So ein Mensch wird planmäßig beginnen, einen seiner Wünsche zu erfüllen, und, soferne sich eine kontinuierliche Anstrengung als notwendig erweist, sich gegen die Vorstellung, daß er ihn durchführen muß, auflehnen, genau so, als wäre es eine Aufgabe, deren Ausführung man gegen seinen eigenen Willen von ihm erwartet.

Hier kann man eine Anzahl von Typen beobachten; ich möchte zwei besondere unterscheiden. Es scheint mir nicht leicht, für sie geeignete Bezeichnungen zu finden. Da meines Erachtens bei dem einen Typus die Auflehnung vom Über-Ich, beim anderen vom Es herkommt, wäre es vielleicht am besten, sie entsprechend als den „Über-Ich-Typus" und den „Es-Typus" der Auflehnung zu nennen. Dies würde allerdings wahrscheinlich ein sichereres Wissen voraussetzen, als wir besitzen. Man könnte auch den einen Typus den „moralischen Typ der Auflehnung", den anderen den „ethischen Typ" nennen, auf der Grundlage, daß bei diesem die bewußte Abneigung gegen die Pflicht mit einer starken Vorliebe für das ethische Ideal der Liebe verbunden ist, während bei jenem die Auflehnung mehr die Form einer moralischen Verurteilung der sadistischen Regression im „übermoralischen" Über-Ich durch das Gewissen annimmt. Es wird vielleicht besser sein, vorläufig auf vertraute klinische Bezeichnungen zurückzugreifen, auch wenn wir dabei die Gefahr laufen, bei einer wesentlich charakterologischen Studie ungebührlich die psychopathologischen Seiten zu betonen. Ich will sie daher hier als den Zwangstypus und den hysterischen Typus der Auflehnung gegen die Moralität bezeichnen; letzten Endes sind es Typen der Abwehr gegen Aphanisis. Ich habe den Eindruck, daß ein wesentlicher Unterschied zwischen ihnen darin besteht, daß beim zweiten die Auflehnung eher vor der Pubertät als danach manifest wird, während sie sich beim ersten nach der Pubertät mehr manifestiert. Dies hat vermutlich zu bedeuten, daß die Auflehnung bei dem von mir so genannten hysterischen Typus, bei dem sie früher einsetzt, stärker ist. Ich werde nun die beiden Typen in einigen anderen Punkten einander gegenüberstellen. Lassen Sie mich aber klar aussprechen, daß ich nun nicht mehr von dem eher „normalen" hypermoralischen Menschentypus spreche, den ich früher beschrieben habe, sondern von Typen, bei denen eine Auflehnung gegen solche Hypermoralität vorliegt.

Der auffälligste Unterschied zwischen ihnen ist die bewußte Einstellung zur Pflicht. Beim Typus, den ich den Zwangstypus nenne, wünscht der Betreffende bewußt, seine Pflicht zu erfüllen, und ist bestürzt, wenn er sich daran durch irgendeinen unbekannten Einfluß gehindert fühlt. Dem hyste-

rischen Typus hingegen ist die bloße Vorstellung, etwas zu tun, was man von ihm erwartet, so unangenehm, daß er jeden Versuch sofort aufgibt, sobald er sich vorstellt, daß es als seine Pflicht bezeichnet werden könnte; er ärgert sich über jeden, der diesen Gedanken aufgebracht haben mag, weil er dadurch behindert ist, so manches zu tun, was er sonst sehr gerne getan hätte.

Man könnte diesen Unterschied anders auch so ausdrücken, daß beim Zwangstypus die Auflehnung unbewußt, beim hysterischen hingegen mehr bewußt ist. Bei extremen Fällen ist dieser Unterschied recht bemerkenswert.

Eine Parallele zu diesem Unterschied bildet der Umstand, daß die alltäglichen Verhaltensweisen in Dingen wie Korrektheit in Geldangelegenheiten, Pünktlichkeit, gesellschaftliche Verpflichtungen usw. beim Zwangstypus auf viel höherem Niveau stehen können als beim hysterischen. Der letztere mag tatsächlich so unsozial oder antisozial sein, daß er sich dem kriminellen Charaktertypus annähert, d. h. solche Menschen empfinden wenig Widerwillen gegen kriminelle Vorstellungen.

Die Kundgebungen des Gewissens nehmen bei den beiden Typen unterschiedliche Formen an. Beim Zwangstypus treten Selbstvorwürfe auf, daß man nicht, im konventionellen Sinne des Wortes, gut genug sei. Beim hysterischen Typus beziehen sich die Selbstanklagen darauf, daß man nicht liebevoller oder nicht fähig sei, überhaupt zu lieben.

Der Zwangstypus, der auf einer mehr sadistischen Stufe stehen bleibt, weist einen größeren Verzicht auf Lieben und Genuß auf. Der hysterische Typus zeigt eine größere Fähigkeit zu wiedergutmachender Aktivität und nähert sich mehr einer genitalen Stufe an. Vielleicht setzt deshalb die Auflehnung gegen die Moralität bei ihm früher ein und ist stärker.

Die Furcht vor Aphanisis manifestiert sich bei den zwei Typen in verschiedener Weise. Beim Zwangstypus ist sie reiner ausgebildet, nimmt zum Beispiel die Form der Angst vor Sklaverei, vor Persönlichkeitsverlust usw. an, wenngleich man diese manchmal als Angst vor analen Angriffen resexualisiert beobachten kann. Beim anderen Typus ist die Angst viel charakteristischer eine hysterische, etwa als Angst, von einer sadistischen Erregung überwältigt zu werden.

Die Grundlage für all diese Unterschiede scheint zum Teil konstitutionell zu sein — der eine Typus hat offenbar eine mehr zwangsneurotische, der andere eine eher hysterische Disposition —, zum Teil ökonomisch: die Quantität des wirksamen Sadismus und das Alter, in dem dieser den unlösbaren Konflikt ausgelöst hat.

Paläobiologische und biopsychische Betrachtungen[1]

Von
Marie Bonaparte

Kastrationskomplex und Perforationskomplex

Seit langem kennt man in der Psychoanalyse die wichtige Rolle des Kastrationskomplexes beim Manne und auch bei der Frau, bei der er den Penisneid auslöst. Die Phantasien vom Eindringen in das Leibesinnere und dem Aufschneiden des Leibes *(éventration)*, die von Melanie Klein so gut zur Geltung gebracht worden sind, schienen mir dazu ein Gegenstück zu bilden, dem im Aufbau der weiblichen Psychosexualität eine ebensolche Bedeutung zukommt.

Wie ich es schon in einer früheren Veröffentlichung[2] angedeutet habe, bin ich in einem wichtigen Punkt anderer Auffassung als Melanie Klein: Ich führe den Ursprung der Angst des kleinen Mädchens vor der Penetration, der Perforation und vor der „Eventration" auf irgendetwas zurück, das vor und unabhängig von jeder Art von Über-Ich da ist.

Die primitive Angst vor dem Einbruch ins Protoplasma

Ich meine, die biologische Reaktion der Angst des Individuums vor — sagen wir es sehr allgemein — der Penetration, dem Einbruch in die eigene Substanz, ist etwas sehr Primitives.

Stellen wir uns einen Augenblick irgendeine ursprüngliche Protoplasma-Masse vor. Von allen Seiten umgeben und bedrohen sie feindliche Mächte; dieser primitive Organismus wird nicht am Leben bleiben können, wenn er sich nicht gegen diese Gefahren schützt. Aber welcher Art sind nun diese Bedrohungen, diese Gefahren? Da gibt es die Austrocknung; oder harte Gegenstände, die stärker sind, können in das Innere der Substanz gewaltsam und bis zur Vernichtung eindringen. Die kleine Protoplasma-Masse wird also vermöge der geheimnisvollen Anpassung des Lebendigen an seine Umgebung lernen müssen, mit irgendwelchen Signalen auf die sie von außen bedrohenden Gefahren zu reagieren. Gegen die Austrocknung wird sie sich mit einer Schutzmembran umgeben können; vor der Bedrohung durch harte und durchdringende Körper wird sie sich zurückziehen und flüchten.

1) Vortrag, gehalten auf dem XIV. Internationalen Psychoanalytischen Kongreß in Marienbad am 4. August 1936. Aus dem Französischen übersetzt von Lilly Neurath, Wien.

2) Passivität, Masochismus und Weiblichkeit, Int. Ztschr. f. Psa., Bd. XXI, 1935.

Diese Abwehr, dieses Einsetzen von „geheiligten Grenzen, an denen der Körper beginnt“, wird mit der zunehmenden Kompliziertheit der Organismen fortgesetzt. Jeder lebende Organismus, von der niedrigst organisierten Mikrobe bis zum Säugetier, weicht vor allem zurück, was einen Einbruch in sein Körperinneres auszuführen droht.

Der Einbruch in den Körper und die Ernährung

Die Außenwelt muß jedoch in das Innere der lebenden Organismen eindringen, wenn diese am Leben bleiben sollen; die Stoffwechselvorgänge der Atmung und der Ernährung drängen sich gebieterisch auf, mit fortwährender Assimilation und Dissimilation als wesentlichen Eigenschaften des Lebens. Der Organismus muß also gleichermaßen gelernt haben, das, was ihm heilsam ist, in sich aufzunehmen, dabei aber schädigende Körperverletzungen zu vermeiden. Er muß in der Umwelt aufsuchen, was er braucht, sich fremder organischer Substanzen zwecks Assimilation bemächtigen, und zu diesem Zweck muß er übrigens sehr häufig töten, um selbst leben zu können. Die Verdauungssäfte gestatten ihm zu „binden“, durch Osmose die fremden in ihn eingedrungenen Substanzen assimilierbar, sie zu körpereigener Substanz zu machen.

Das Anzeichen für die Befriedigung des Nahrungsbedürfnisses ist übrigens die Lust, und in ihrem Dienst befindet sich die Oralerotik, die es bewirkt, daß die Lebewesen an der oralen Aufnahme Genuß finden.

Auch der Ausscheidungsvorgang kann intensive Lust auslösen, und die Anal- und Urethralerotik drücken in ihrer Weise die Befriedigung des Organismus aus, dessen Verdauungsfunktionen in Ordnung sind.

Der Antagonismus des Individuums und der Art

Indes kann das Protoplasma als solches vom Ursprung der organischen Substanz an nicht in Sicherheit und Ruhe bleiben, außer es verzichtet auf das Fortleben. Denn die Individuen sind ephemer und der integrale Narzißmus der ersten Zellen hätte das eben geborene Leben einem schnellen Tode geweiht. Die Zellen, die ersten Lebewesen müssen sich fortpflanzen, soll nicht die Dynamik des Lebens zum Stillstand kommen.

Die Vermehrung durch Zellteilung setzt ein und auch die befruchtende Konjugation zweier Zellen, die der Vermehrung durch Teilung vorangeht.

Ich würde den Zellen in diesem Entwicklungsstadium keine psychischen Funktionen zuerkennen. Da aber der Mensch nun einmal genötigt ist, will er sich verständlich machen, seine Gedanken zu psychologisieren, halte ich mich für berechtigt zu sagen, daß diese primitiven auf die Fortpflanzung

gerichteten Akte bereits biologisch etwa wie eine Verletzung des primitiven Narzißmus der Zelle empfunden werden müssen. Der Antagonismus zwischen der Integrität des Individuums und der Fortpflanzung der Art ist schon auf diesen paläobiologischen Stufen, die wir uns vorzustellen versuchen, wirksam.

Einbruch und Abbröckelung; Perforationskomplex und Kastrationskomplex

Es gibt wirklich zwei Gefahren, die die Zelle in ihren Fortpflanzungsnöten bedrohen: Bei der Konjugation der Zellen ist es der gewaltsame Einbruch einer kompakten fremden Substanz in das Körperinnere (ein einzig dastehender Fall von Ineinandereindringen von Zellen), einer fremden Substanz, die tätig und lebendig bleibt und nicht, wie im Falle der Nahrungsaufnahme, zunächst durch die Verdauungssäfte und vorangehende Tötung angriffsunfähig gemacht wurde. Beim Akt der Zellspaltung ist es wieder die Abbröckelung von Substanz, die, würde sie fortgesetzt, die Selbstvernichtung herbeiführen würde.

Ich meine nun, daß diese beiden Gefahren im biologischen Sinn von der Substanz wahrgenommen werden und daß sie, wenn wir sie auf den langen Entwicklungsweg der Lebewesen bis zum Menschen übertragen, die primitivsten Wurzeln des Perforationskomplexes und auch des Kastrationskomplexes darstellen, die wir bei der Frau und beim Manne sich entfalten sehen.

Die Furcht der Protoplasmasubstanz vor dem Einbruch manifestiert sich auch in der heftigen Angst so vieler Virgines vor dem Eindringen des Penis und findet sich zweifellos am Grunde mancher weiblichen Frigidität. Auf ihr kann sich jenes imponierende Gebäude erheben, zu dem auch alle Überbauten des Über-Ichs Beiträge leisten und das wir schließlich in der Form von Symptomen wiederfinden.

Die Angst vor dem Abbröckeln des Protoplasmas würde sich auch am tiefsten Grunde des Kastrationskomplexes auffinden lassen. Um sich fortzupflanzen, muß das Individuum auf einen Teil seiner Substanz verzichten, der sich von ihm trennt. Aber der Narzißmus der Substanz, der die Unversehrtheit anstrebt, leidet dabei. Und über dieser narzißtischen Abneigung der Substanz gegen die Spaltung kann sich — übertragen auf das ausführende und repräsentierende Fortpflanzungsorgan — der Kastrationskomplex mit allen ihm im Laufe des phylogenetischen Entwicklungsweges der Rasse und der ontogenetischen Erlebnisse des Individuums hinzugefügten Strukturelementen aufbauen.

Die libidinöse Erotik und die Angst ums Leben

Die Erotik, deren Aufgabe es ist, dem Individuum die biologische Lust, das Signal der Befriedigung seiner vitalen Triebe, zu verschaffen, scheint sich frühzeitig in den Dienst der Artbedürfnisse zu stellen. Der Einbruch eines fremden lebenden Körpers der gleichen Art in einen lebenden Körper wird vom Organismus von jederlei anderem Einbruch unterschieden. Die Plasmazelle selbst muß in jenen Anfängen des Lebens, die wir uns vorstellen, den Einbruch in ihre Substanz, erfolgt er durch eine ihrer eigenen gleichartige Substanz, anders empfinden als etwa den eines Sandkornes. Da muß wohl noch ein Faktor mitspielen, etwa in der Weise, daß das Protoplasma merkt, daß es sich von fremden organischen Substanzen ernährt; die primitive Lust an der Nahrungsaufnahme schließt zum Teil die libidinöse Lust an der Aufnahme von Zellen, die die Fortpflanzung vorbereiten, in sich. Aber nicht minder sicher wohnt hinter dieser Erotisierung eine Art primitiver Angst der Substanz vor einem Einbruch in ihren Körper.

Ebensowenig könnte man in Abrede stellen, daß das Männchen bei der Samenausstoßung erotische Lust empfindet, besonders auf den höheren Stufen des Tierreichs. Haben wohl die ersten Protoplasmaklümpchen beim Teilungsvorgang etwas wie einen biologischen Vorgeschmack davon verspürt? Ich weiß es nicht. Aber so wenig man diese Lust bei den höheren Stufen des animalischen Lebens anzweifeln kann, so wenig kann man in Zweifel ziehen, daß beim Menschen eine profunde Angst vor der Abtrennung eines Körperteiles besteht, eine Angst, die stets bereit ist, sich zu erheben und dem allgegenwärtigen Kastrationskomplex Nahrung zu geben. Die jähe Angst, die beim Jüngling häufig den ersten Samenerguß begleitet, würde für die Richtigkeit dieser Auffassung zeugen.

Die Angst vor der Perforation ist die allgemeinere

Wenn wir mit einem Blick das gesamte Tierreich überschauen, so sehen wir, daß bei den Arten, bei denen innere Befruchtung stattfindet, alle Weibchen in verschiedenen Abstufungen Angst vor den Männchen zeigen. Der Kastrationskomplex des Menschen scheint nur wenige erkennbare Vorbilder unter den Tieren zu haben; einer dem Perforationskomplex der Frau analogen Erscheinung hingegen kann man bei vielen weiblichen Säugetieren begegnen. Es genügt schon, die Haustiere in unserer Umgebung zu betrachten. Gewisse Hündinnen zum Beispiel gehen bis zur völligen Weigerung dem Männchen gegenüber, zeigen ein gleichsam hysterisches Zittern, wenn man sie gewaltsam zur geschlechtlichen Vereinigung zwingen will.

So konnte sich zwar im Laufe der Zellenentwicklung in gewissen Eichen

eine Mikropyle bilden, eine Art primitive „Zellvagina", ein vorgebildeter Weg der Empfängnis, und es konnte sich zwar im Körper der weiblichen Säugetiere eine besondere Vagina herausbilden; dennoch wird das befruchtende Eindringen des Männchens sogar von jenen weiblichen Säugetieren, die wie die Hündin — und in ähnlicher Weise auch andere weibliche Säugetiere — nur ein schwaches Äquivalent eines Hymens, nur eine Verengung des genitalen Weges zwischen Vulva und Vagina besitzen, als ein angsterregender Einbruch in den Körper empfunden.

Bei der Frau aber gesellt sich zum Perforationskomplex, um den es sich hier handelt, noch das Vorhandensein eines voll ausgebildeten Hymens. Die Angst der Frau vor dem sexuellen Eindringen, die sich in der sadistisch schreckenerregenden Form des Perforationskomplexes manifestiert, beruht so nicht nur auf einer paläobiologischen Grundlage von der Zelle her, sondern außerdem noch auf einer aktuellen anatomischen Realität, die sich von Virgo zu Virgo erneuert.

Indes scheint das Säugetiermännchen tapferer der Abbröckelung seiner Substanz durch den Samenverlust Trotz zu bieten, als es das Weibchen in bezug auf das Eindringen tut.

Freigebig, aggressiv kann das Männchen, wie der Hirsch in der Brunst, bis zur momentanen Erschöpfung des Hauptteils seiner Lebenskraft gehen. Zweifellos ist der zentrifugale sexuelle Elan beim Männchen im Ursinn des Lebens begründet, das bestrebt ist, sich auszubreiten und in seiner Umgebung immer mehr Raum zu erobern, in den es seine Kräfte ergießen kann.

Wir dürfen daher nicht erstaunen, wenn wir bei der Gattung Mensch finden, daß die Frau viel häufiger als der Mann der Angst, dem Schrecken vor der eigenen Sexualität unterworfen ist. Sie ist es mit Recht: Da die Sexualität bei den Säugetieren ganz allgemein für die weiblichen Tiere eine innere Vergewaltigung der Körpersubstanz in sich schließt, eine Vergewaltigung, die durch die Schwangerschaft noch verlängert wird und der dann bei der Entbindung ein Zerfetzen des Körpers folgt, so ist sie für das Weibchen gefahrvoller als für das Männchen und erweckt mit gutem Grund stärkere Ängste.

Es wäre interessant, die Beziehungen zwischen Sexualität und Angst beim Männchen der Biene, der Gottesanbeterin oder der Spinne zu kennen, für welches die Liebe den Tod bedeutet.

Die Angst ist immer Reaktion auf eine reale Gefahr

Das führt uns zu einigen Betrachtungen über die Angst im allgemeinen. Man hat über dieses Problem, das für die Physiologie wie für die Psychologie ein zentrales ist, schon viel diskutiert.

Ebenso wie die Angst der Frau vor ihrer Sexualität — von der Frage der sozialen Unterdrückung, die sie viel stärker trifft, sei hier abgesehen — real begründet erscheint, muß auch jede Angst letzten Endes, vielmehr von ihrem Ursprung an, irgendwann reale Grundlagen gehabt haben.

Die Angst ist das Signal für Lebensgefahr. Selbst wenn man der von Anna Freud in ihrem letzten Buch „Das Ich und die Abwehr-Mechanismen"[3] gegebenen Einteilung folgt und die Angst in drei grundsätzlichen Erscheinungsformen begreift, lassen sich doch alle drei Formen auf die Reaktion des Organismus auf irgendeine Realgefahr zurückführen.

Es ist selbstverständlich, daß die Realangst, von der Anna Freud handelt, ihren Ausgang von einer Realgefahr nimmt und daß daher das Gefahrsignal, das diese Angst darstellt, gerechtfertigt ist. Über-Ich-Angst, das ist die verinnerlichte, sehr real begründete Angst, die das Kind vor seinem Erzieher, der Verbrecher vor seinem Richter empfindet. Schließlich erscheint auch die Angst vor der Triebstärke sehr real, sehr sozial begründet, wenn man sie als die Angst vor der Versuchung zum Verbrechen, das eine Strafe nach sich zieht, auffaßt.

Selbst die neurotischeste Angst kann ursprünglich auf eine Reaktion gegenüber einer Realgefahr zurückgeführt werden. Nehmen wir als Beispiel eine Spinnenphobie. Die Spinne unserer Gegenden ist nicht sehr gefährlich. Wenn man aber in Betracht zieht, daß die Spinne ein recht allgemeines Symbol der „bösen" Mutter ist, sieht man, daß das, was der Phobiker von der Spinne fürchtet, in der Kindheit des Individuums und auch der Gattung sehr real begründet war. Die bösen Mütter sind für die Kinder sehr gefährlich, und das bezeugen auch in unseren Tagen die Zeitungsberichte über kindliche Märtyrer. Die ursprünglich real begründete Angst vor der bösen Mutter wurde erst eine neurotische Angst infolge einer Fixierung bis in eine Phase, in der die Mutter nicht mehr zu fürchten ist, und infolge einer Verschiebung dorthin, wo sie nichts anderes zu schaffen hat, als Verwirrung in den vorbewußten Kategorien von Raum und Zeit zu stiften.

Kehren wir aber zur Angst vor der Triebstärke, wie sie Anna Freud begreift, zurück. Sie sieht sie wie eine Reaktion auf die Wahrnehmung des Triebes, der Gefahr im eigenen Innern. Aber vom paläobiologischen Standpunkt aus, den wir aufzuzeigen bemüht sind, kann man sie auch rechtfertigen, ohne daß sie dadurch ihren Charakter einer Reaktion auf eine Realgefahr verlieren muß.

Anna Freud meint, das topische Ich habe Angst vor den Trieben des Es,

3) Anna Freud: Das Ich und die Abwehrmechanismen. Int. Psa. Verlag, Wien, 1936.

die das Ich zu überschwemmen drohen; daher die mächtige Angst in der Kindheit und in der Pubertät, wenn das Kräfteverhältnis zwischen Ich und Trieben sich zugunsten der letzteren verschiebt. Ich glaube, man kann dieser sehr richtigen Anschauung die sich aus unseren paläobiologischen Betrachtungen ergebende Auffassung anfügen.

Bleuler[4] schon hatte, wenn auch allerdings in nicht ganz klarer Weise, von der Angst der Menschen vor der eigenen Sexualität gesprochen. Wenn so der Mensch noch vor jeglicher sozialer, moralischer Hemmung vor seinem eigenen Sexualtrieb Angst zu haben scheint, so ist es zweifellos, daß dieser letztere sich der Aufrechterhaltung der narzißtischen Unversehrtheit des biologischen Ichs, des Individuums an sich, entgegenstellt.

Durch das Abbröckeln, mit dem er die Substanz des Mannes bedroht, durch den Einbruch in die Substanz, den er der Frau auferlegt, bedroht der Trieb ihre Ruhe. Und alle Erotik, die mit diesem Anschlag der Gattung auf das Individuum verbunden ist, kann nicht erreichen, daß die damit verbundenen Anforderungen immer akzeptiert werden. Die individuelle Vitalität erhebt sich gegen die der Zeugung dienende Libido.

Die Angst und das Gehirn des Menschen

Noch einige Worte zum Abschluß über das Verhältnis der Angst zum Gehirn des Menschen. Ebenso wie die Stärke unserer Libido in einem Verhältnis zur Entwicklung unseres Nervensystems stehen muß, verdanken wir die Größe unserer Angst, die wahrscheinlich unvergleichlich größer als die der anderen Lebewesen ist, dem Volumen unseres Gehirns. Sie wie wir haben Angst vor Lebensgefahren, aber die spezifische Angst, die das Kind besonders vor der aufkeimenden Sexualität zeigt, steht ohne Zweifel in einem Verhältnis zum Volumen seines Gehirns, in welchem sich das Ichbewußtsein bildet.

Intensiver als das Tier müssen dank ihrem Gehirn das Kind, dann die Frau und selbst der Mann die das Individuum, das biologische Ich bedrohende Gefahr empfinden, die der Appell der Art ist.

Weil der Mensch sterben muß, ruft ihn die Art auf diese Weise, und man könnte glauben, daß er es von vornherein weiß. Man könnte sagen, der Mensch fühlt trotz aller Lockspeisen, mit denen die Natur die sexuelle Falle geschmückt hat, daß die Falle gestellt ist, in der er gefangen werden soll, während die anderen weiterschreiten.

4) Bleuler: Der Sexual-Widerstand. Jahrb. f. psychoanalytische und psychopathologische Forschungen. Franz Deuticke, Wien, 1913.

Das weniger hirnbegabte Lebewesen läßt sich, so scheint es, blinder gefangennehmen. Der Mensch, der in seinem „Vital-Ich" vom Ruf der Sexualität bedroht wird, die von ihm Ausstoßung von Substanz oder Einbruch in die Substanz fordert, zeigt immer eine Mischung (mit variablen Proportionen) von Anziehung und Angst vor den Anforderungen des Eros.

Die soziologische und die biologische Orientierung in der Psychoanalyse[1]

Von
Franz Alexander
Chicago

Die Psychoanalyse kann vor allem als eine dynamische Wissenschaft charakterisiert werden, insofern sie das Seelenleben als die Manifestation und das verwickelte Zusammenspiel von Tendenzen und Antrieben betrachtet, die letzten Endes im motorischen Verhalten zum Ausdruck kommen. Abgesehen von diesem dynamischen Zug hat die Psychoanalyse zwei fundamentale Gesichtspunkte in die Psychologie eingeführt: einen soziologischen und einen biologischen.

Die biologische Orientierung besteht darin, daß man alle dynamischen Kräfte als biologisch bedingt betrachtet, als Manifestationen jener energieverbrauchenden Prozesse, die das biologische Phänomen „Leben" konstituieren. Dieser biologische Aspekt kann leichter diskutiert werden, wenn die soziologischen Beziehungen der Psychoanalyse beschrieben sind; wir werden später auf ihn zurückkommen.

Die soziologische Orientierung kann in Kürze so formuliert werden: Die Entwicklung der Persönlichkeit läßt sich, wenigstens zum Teil, als Prozeß der Anpassung der ursprünglichen, angeborenen, phylogenetisch vorgebildeten triebhaften Tendenzen an die Anforderungen des Gemeinschaftslebens, wie sie von einer gegebenen Kultur vertreten werden, betrachten und verstehen. Dieser Anpassungsprozeß kann auch als Prozeß der Domestizierung oder Sozialwerdung des ursprünglich sozial unangepaßten Individuums beschrieben werden. Ein gesundes Individuum kann nach der Geburt als ein biologisch gut funktionierender Organismus betrachtet werden, der aber das Problem der Anpassung seiner biologischen Bedürfnisse an bestimmte spezielle Bedingungen noch zu lösen hat — das Problem der Anpassung an normative und einschränkende Anforderungen, wie sie jede Form kulturell organisierten Gemeinschaftslebens auferlegt.

Die Untersuchung normaler, psychoneurotischer und psychotischer Erwachsener hat gezeigt, daß nie, nicht einmal beim Normalen, die ganze Persönlichkeit an diesem Domestikationsprozeß teilhat. Kein Erwachsener ist eine homogene Einheit. Das sozial angepaßte bewußte Seelenleben, das die bewußten Motivationen und Zusammenhänge zwischen unseren Handlungen, Begehrungen, Hoffnungen und Wünschen umfaßt, ist nur ein Oberflächen-

[1]) Aus dem Englischen übersetzt von August Beranek, Wien.

phänomen. Ein großer Teil unserer bewußten psychischen Prozesse und unseres offenbaren Verhaltens ist wenigstens zum Teil durch sozial unangepaßte unbewußte Motivationen determiniert.

Aber diese Unterscheidung zwischen bewußten und unbewußten psychischen Prozessen ist nicht nur eine topische; sie ist auch dynamisch. Der bewußte Anteil unserer Persönlichkeit, den wir als unser bewußtes Ich fühlen, der uns das Gefühl der Kontinuität in unserem Leben vermittelt, ist ein hochorganisiertes Gebilde, in dem verschiedene psychische Tendenzen, Wünsche, Hoffnungen, Begehrungen und dergleichen zu einander in Beziehung gebracht und einander subordiniert und koordiniert werden. Diese innere Harmonie des Systems „Ich" ist aber auf ein dynamisches Phänomen, die sogenannte Verdrängung begründet, mit deren Hilfe Tendenzen, Motivationen und überhaupt psychische Inhalte, die an die soziale Umwelt nicht angepaßt sind, vom Bewußtsein ausgeschlossen werden. Durch die Verdrängung versucht die Persönlichkeit, alles auszuschalten, was diese Harmonie stören würde, d. h. alle Tendenzen, die mit den herrschenden, sozial angepaßten Tendenzen und Normprinzipien der bewußten Persönlichkeit in Konflikt geraten würden.

Die Verdrängung arbeitet gemäß Richtlinien, die den allgemeinen ideologischen Prinzipien einer gegebenen Kultur entsprechen; die ausscheidende und auswählende Funktion der Persönlichkeit wird auf das Kind übertragen durch den Prozeß der Erziehung, durch den Einfluß der Familie, vor allem durch die Eltern, die als Vertreter des Kulturmilieus die Vermittler sind, durch die dieser einschränkende und normative Einfluß auf die Persönlichkeitsbildung vor sich geht.

Die Verdrängung ist daher ein Kulturphänomen, da die Prinzipien, nach denen sie vor sich geht, dem Normensystem der jeweiligen Zivilisation entsprechen. Der wohlangepaßte Erwachsene kann als ein domestiziertes Wesen angesehen werden und ein gut Teil der psychischen Abnormitäten als ein Produkt mißglückter Domestizierung — obwohl, wie schon hervorgehoben, in keinem Falle die ganze Persönlichkeit am Domestikationsprozeß teilhat und jeder in seinem Unbewußten Tendenzen von infantilem Charakter behält, die nicht in sozialem Sinne modifiziert sind. Bei Neurotikern und Psychotikern finden wir einen viel größern Anteil solcher infantiler Tendenzen, und neurotische und psychotische Symptome wie auch neurotisches Verhalten im Leben sind Äußerungen dieser sozial unangepaßten Strebungen. Von einem höheren Gesichtspunkt aus betrachtet, können Neurosen und Psychosen als Proteste gegen den Prozeß der sozialen Anpassung angesehen werden. Sie stellen den Triumph der individualistischen Kräfte dar, die den Anforderungen des Gemeinschaftslebens trotzen.

Das dynamische Konzept ist also ins Soziale verstrickt, denn es erklärt Neurosen und Psychosen als Ergebnis des Zusammenstoßes unserer mitgebrachten Triebausstattung mit den Anforderungen des Gemeinschaftslebens. Von diesem Gesichtspunkt aus wird die so oft erwähnte Verwandtschaft zwischen Neurose, Psychose, Genie und Verbrechen leicht verständlich. Beim genialen Menschen nehmen diese individualistischen Tendenzen eine schöpferische Form an. Der Geniale paßt sich ebensowenig wie der Psychopath oder der Kriminelle ganz der Gesellschaft an; statt sich anzugleichen, schafft er neue sozial annehmbare Ausdrucksformen der triebhaften Kräfte. Er prägt der Kultur den Stempel seiner eigenen Gestaltungskraft auf und verändert sie nach seiner Idee. Beim Kriminellen erscheint die individualistische Tendenz in einer destruktiven Form als Weigerung, eine soziale Übereinkunft zu akzeptieren; er bekämpft vielmehr die Gesellschaftsordnung in destruktiver Weise, im Gegensatz zum Genialen, der neue sozial annehmbare Ausdrucksformen schafft.

Neurotiker können Genie und Verbrecher in sich vereinen, aber sie bringen sowohl die schöpferischen wie die destruktiven Tendenzen bloß in der Phantasie in einer Symbolsprache zum Ausdruck, die nur sie — und mit dem bewußten Teil ihrer Persönlichkeit selbst sie nicht — verstehen können: einer Symbolsprache, die lediglich der Ausdruck ihres Unbewußten ist. Neurotische Symptome enthalten sowohl schöpferische wie destruktive Tendenzen. Sie sind jedoch für niemand von Nutzen, außer für den Neurotiker selbst, für den sie einen Ausweg für verdrängte Tendenzen bedeuten, für welche er in der Realität keine Abfuhrmöglichkeit findet, die er aber auch nicht preisgeben oder in modifizierter Gestalt sozial brauchbar machen kann. Durch ihre Symbolhaftigkeit vermögen diese Symptome etwa dem Wunsch, ein Kind zu gebären, Ausdruck zu verleihen, während sie gleichzeitig auf demselben Weg symbolischer Darstellung Zerstörung, Mord oder Grausamkeit ausdrücken.

In grobem Umriß wäre dies der soziologische Gesichtspunkt der Psychoanalyse als einer dynamischen Theorie der Persönlichkeitsentwicklung. Sie ist soziologisch orientiert, denn sie erklärt das Problem, das das Individuum während seiner Entwicklung zu lösen hat, als ein In-Einklang-Bringen der ursprünglichen, ererbten Strebungen mit der sozialen Gegebenheit, in die der Einzelne nun einmal hineingeboren ist. Der Eckpfeiler — und zugleich die dramatischeste Phase dieses Prozesses der sozialen Einordnung — ist unter dem Namen des Ödipuskomplexes bekannt. Er stellt den Konflikt des Kindes mit seiner frühesten Gemeinschaft, der Familie dar und die Auflösung des Ödipuskomplexes ist der wichtigste Schritt auf dem Wege zur sozialen Eingliederung. Sie bedeutet die richtige Zuordnung der Gefühle von Liebe und

Haß den Eltern und Geschwistern gegenüber — Gefühle, die aus den biologisch bedingten sexuellen Begehrungen einerseits und den destruktiven Trieben andererseits ihre Nahrung erhalten.

Dieser soziologische Gesichtspunkt der Psychoanalyse ist durch den augenblicklichen Stand unseres Wissens keineswegs voll ausgewertet. Das vergleichende Studium neurotischer und psychotischer Patienten in verschiedenen Kulturen wird eine präzisere Feststellung der für die einzelnen Kulturen charakteristischen zur sozialen Anpassung führenden Prinzipien gestatten. Es wird zu einer genaueren Beschreibung jener Denkformen führen, die auf die Persönlichkeitsentwicklung gestaltend Einfluß nehmen. Verschiedene Kulturen können aufgefaßt werden als verschiedene Lösungen des Problems, wie sich Menschen, die mit dem gleichen Bestand biologisch vorgegebener triebhafter Kräfte ausgestattet sind, an die verschiedenen Formen des Gemeinschaftslebens anpassen. Solche Studien des Anpassungsvorganges an die verschiedenen Kulturmodelle und besonders das Studium fehlgeschlagener Einordnungsversuche werden jedoch mehr zur Soziologie als zur Psychoanalyse im eigentlichen Sinne beitragen. Eine gründlichere Kenntnis des biologischen Organismus selbst, ein besseres Verständnis des Wesens jener biologisch bedingten Kräfte, die den äußeren Kultureinflüssen ausgesetzt sind, muß von einer anderen Richtung her erwartet werden: von der zunehmenden biologischen Orientierung der Psychoanalyse. Diese biologische Blickrichtung, welche die jüngste Entwicklung auf unserem Forschungsgebiet kennzeichnet, bringt dieses seinem Herkunftsort, nämlich der Medizin näher und leistet in vielversprechender Weise einen Beitrag zu dem ältesten Problem, das der menschliche Geist seit altersher zu lösen versucht hat, — zum Leib-Seele-Problem.

In der vorangehenden Erörterung haben wir die Entwicklung einer Persönlichkeit nach der Geburt als eine Anpassung des Trieblebens an die Bedingungen des durch das jeweilige Kulturmilieu repräsentierten Gemeinschaftslebens zu beschreiben versucht. Der spezifische ökonomische und ideologische Charakter einer Kultur ist das Ergebnis einer historischen Entwicklung, die unabhängig ist von dem einzelnen Menschen, der in diese Kultur hineingeboren ist und sein Leben mit ihr in Einklang bringen muß. Das Kulturschema selbst ist jedoch nicht unabhängig von der biologischen Stuktur der Menschen, die diese kulturellen Vorbilder als ein kollektives System zur Befriedigung ihrer biologischen Bedürfnisse geschaffen haben. Jede Kultur ist selbst nicht nur historisch, sondern in noch entscheidenderem Maße biologisch bedingt. Sie ist ein Erzeugnis biologischer Einzelwesen, die miteinander, in Gruppen organisiert, leben. Der Mensch wird aber nicht, wie manche Soziologen irrtümlich annehmen, als *tabula rasa* in eine solche organi-

sierte Gruppe hineingeboren. Er ist keineswegs ein unbegrenzt nachgiebiges Objekt, aus dem erst später durch kulturelle Einflüsse etwas wird, seine Entwicklung ist vielmehr — einschließlich der Persönlichkeitsentwicklung nach der Geburt — in ihren Grundzügen biologisch vorgebildet. Der Mensch ist durchaus nicht nur ein Produkt seiner Umwelt, wie dies in der Sozialforschung vielfach postuliert wird. Sobald er geboren ist, stellt er bereits einen komplizierten biologischen Mechanismus, das Produkt einer historischen Entwicklung dar, die um vieles älter ist als die Kultur, in die er sich nach seiner Geburt einzufügen hat. Sein Körper mit seinen triebhaften Bedürfnissen ist das Ergebnis der phylogenetischen Entwicklung, die sich ihrerseits selbst wieder als ein Anpassungsvorgang auffassen läßt — als Anpassung der Gattung an die physischen Umweltbedingungen. Die Entwicklung eines Lebewesens im Mutterleib vom Augenblick der Befruchtung bis zu dem der Geburt ist eine gedrängte Wiederholung der langen Geschichte des Anpassungsprozesses, den seine Vorfahren zu bewältigen hatten.

Dieser embryologische Teil der individuellen Lebensgeschichte erscheint als ein automatischer, rein mechanischer Vorgang im Vergleich zu der späteren postnatalen Persönlichkeitsentwicklung, zu jener Anpassung an das soziale Milieu, die jeder Mensch für sich allein zu vollziehen hat — durch aktive Anteilnahme, durch Versuch und Irrtum *(trial and error)*, durch die Erfahrung von Schmerz und Mißlingen, die ihn dazu zwingt, jene Formen der Befriedigung zu finden, die in der Gesellschaft, in der er erzogen wurde, möglich und zugelassen sind. Die körperliche Entwicklung scheint vielmehr prädeterminiert zu verlaufen. Sie verlangt vom Individuum nichts, was der persönlichen Initiative vergleichbar wäre; sie geht einen streng vorgezeichneten Weg, der in hohem Grade von äußeren Einflüssen unabhängig ist.

In dieser Perspektive gesehen, läßt sich die ganze Entwicklung von der Befruchtung bis zum Tode in zwei große Abschnitte einteilen — einen vor und einen nach der Geburt. Der vorgeburtliche trägt die Entwicklung bis zu dem Punkt, an dem das Individuum mehr oder weniger vom mütterlichen Organismus unabhängig wird; von da ab kann es durch Atmung selbst für seinen Sauerstoffkonsum sorgen und verfügt bereits über die Organfunktionen, durch die es sich die notwendigen Nährstoffe einverleiben kann, — all das also, was ihm vor der Geburt vom mütterlichen Organismus geboten worden ist. Mit diesem biologischen Rüstzeug hat es nun nach der Geburt das zweite Problem zu lösen: das Problem der sozialen Anpassung. Biologisch gesehen, besteht diese zu allererst in der weiteren Ausbildung des Zentralnervensystems, der biologischen Grundlage der Persönlichkeit. Die soziale Einordnung geht notwendigerweise mit schrittweisen Verände-

rungen in der Funktion der feineren Strukturen des Zentralnervensystems einher. Diese fortgesetzten Veränderungen, die in ihren Einzelheiten bisher leider fast gänzlich unerforscht sind, entstehen unter dem Einfluß der sozialen Umweltbedingungen auf das Individuum; physiologisch betrachtet sind sie die Wirkungen der Umweltreize auf die Sinnesorgane des Individuums, hauptsächlich wohl in der Form optischer und akustischer Wahrnehmungen, unter denen vermutlich die durch das Sprechen vermittelten Reize die wichtigste Stelle einnehmen.

Es wäre unwissenschaftlich, einen grundlegenden Unterschied zu postulieren zwischen dem pränatalen Wachstum, das sich in der Sprache der Anatomie und Physiologie beschreiben läßt, und der postnatalen Persönlichkeitsentwicklung, die wir derzeit besser in psychologischer und soziologischer Terminologie darstellen können. Beide Stadien — sowohl das pränatale der Embryonalenentwicklung als auch das postnatale der Persönlichkeitsentwicklung — bestehen aus dem biologischen Wachsen und Sichentfalten des gleichen Organismus und sind notwendigerweise mit anatomischen und physiologischen Veränderungen im Organismus verknüpft. Dank F r e u d s Entdeckung der psychoanalytischen Technik sind wir in neuerer Zeit in die Lage versetzt, in wissenschaftlicher Terminologie den postnatalen Abschnitt dieser Entwicklung zu beschreiben und zu verstehen — ein Gebiet, das bis dahin ein gänzlich leeres Blatt im Buche unseres Wissens bedeutet hatte. Diese Entdeckungen entstanden sehr weitgehend unabhängig von der biologischen Erkenntnis der körperlichen Entwicklung. Es ist unverkennbar, daß der nächste Schritt darin bestehen wird, diese Kluft zu überbrücken und diese beiden Betrachtungsweisen der Entwicklung des menschlichen Organismus — die psychologische und die biologische — miteinander zu einem Wesensganzen zu verbinden. Das wird dann durchführbar sein, wenn es gelungen ist, auch die sozialen Anpassungsvorgänge in der Sprache der Biologie zu beschreiben und unserem Verständnis zugänglich zu machen.

Vorläufig liegen zur Lösung dieses Grundproblems, welcher Art die Beziehung zwischen biologischer und psychologischer Entwicklung sei, nur die ersten Ansätze vor. In den letzten Jahren gewannen wir die Sicherheit, daß der aussichtsreichste Zugang zur Herstellung dieser Beziehungen im Studium jener ganz frühen Periode der postnatalen Entwicklung gelegen ist, in der sich noch phylogenetisch vorherbestimmte Prozesse mit der Persönlichkeitsentwicklung im sozialen Sinne überlagern. Ein neuer wissenschaftlicher Fortschritt nimmt gewöhnlich von solchen Grenzgebieten seinen Ausgang. Es ist nur von sehr beiläufiger Richtigkeit, eine strenge Unterscheidung zwischen der intrauterinen und der extrauterinen Entwicklungsphase vorzunehmen, indem man die erste als automatisch und biologisch streng vorgezeichnet, die

andere hingegen als elastischer, von außen her beeinflußbar und biologisch nicht vorbestimmt kennzeichnet. Der biologisch begründete Verlauf der Entwicklung endet keineswegs mit der Geburt. Der neugeborene Organismus kann im strengen Sinne nicht als ein fertiges Produkt aufgefaßt werden, das imstande ist, seine biologischen Bedürfnisse selbständig zu befriedigen. Das neugeborene Kind ist, wenn es auch anatomisch bereits von der Mutter getrennt ist, doch von dem körperlichen Erzeugnis des mütterlichen Organismus, der Milch, biologisch abhängig, nicht zu reden von der Tatsache, daß es, um am Leben zu bleiben, der Fürsorge der Mutter in mannigfacher Weise bedarf.

Abgesehen von der Anpassung an die Einschränkungen des sozialen Lebens gibt es eine Reihe wichtiger organischer Veränderungen, denen sich die kindliche Persönlichkeit zu fügen hat. Gleich nach der Geburt tritt automatisch eine ganze Anzahl phylogenetisch bedingter Veränderungen ein. Als Beispiele nenne ich das Zahnen und den Übergang von der passiven zur aktiven Fortbewegung beim Gehenlernen, das ja von der biologischen Reife des Kindes abhängig ist. Ebenso kommt es bis zu einem gewissen Grad automatisch, wenn auch nicht ohne Hilfe der Umgebung, zur Kontrolle der Sphinkterfunktionen. Die Entwicklung des Intellekts muß in hohem Maße gleichfalls als vorbestimmter Ablauf aufgefaßt werden, obgleich er in seinen Einzelheiten äußerst abhängig von den Einflüssen der Umgebung ist. Grundsätzlich handelt es sich aber um einen biologisch vorgezeichneten Prozeß, der in der einen oder anderen Weise vor sich geht, sei es nun mit oder ohne spezifische Kultureinflüsse. Ich spreche hier natürlich nur von gewissen Grundphasen der intellektuellen Entwicklung, wie etwa der des wachsenden Unterscheidungsvermögens Objekten gegenüber, der zunehmenden Genauigkeit der Realitätsprüfung und des Vermögens zu abstrahieren. Alle diese zunehmenden Fähigkeiten gründen sich auf die Entwicklung gewisser höherer Hirnzentren.

In der Pubertät vollzieht sich schließlich im Organismus eine weitere biologisch gegebene Veränderung, ein Umschwung von höchst einschneidender Bedeutung für die Persönlichkeitsentwicklung — die Reifung der Geschlechtsdrüsen; und mit ihr entsteht die Fähigkeit zur Fortpflanzung. Nach der Sexualreife folgen Alter und Tod, die letzten Phasen der Lebensgeschichte, die in gleicher Weise biologisch bedingt sind.

Durch die psychoanalytischen Untersuchungen an Neurotikern und Psychotikern wurden jene frühen Phasen der postnatalen Persönlichkeitsentwicklung, in denen das Individuum nur Grundprobleme biologischer, nicht kultureller Natur zu lösen hat, in den Brennpunkt unserer Aufmerksamkeit gerückt. Während dieser Frühperiode wird das Individuum in seiner Ernäh-

rung und Fortbewegung völlig unabhängig vom Mutterorganismus und lernt auch, seine Ausscheidungsfunktionen zu kontrollieren. Unsere Forschungen haben ergeben, daß in dieser Zeit die Triebwünsche des Individuums sehr tiefgreifenden Wandlungen unterliegen. Wir bezeichnen diesen Entwicklungsabschnitt als die prägenitale oder auch präödipale Phase. Das Studium dieser präödipalen Phase wird durch die Anwendung der analytischen Technik bei neurotischen oder psychotischen Erwachsenen ermöglicht. Bei solchen Patienten besteht eine stark regressive Neigung, zu den frühen Formen des emotionalen Ausdrucks zurückzukehren. Diese regressive Tendenz wird besonders wirksam, wenn der Neurotiker bei seinem Anpassungsprozeß psychischen Schwierigkeiten und Konflikten ausgesetzt ist. Jedes neurotische Symptom läßt sich als eine solche Regression des Patienten zu infantilen Formen der Triebbefriedigung auffassen — zu psychischen Haltungen, in denen er sich restlos glücklich und zufrieden fühlt. Dieser regressive Charakter der neurotischen und psychotischen Symptome bietet uns eine ausgezeichnete Gelegenheit zum Studium der frühen Formen des Gefühls- und Trieblebens.

Vor kurzem wurden diese mehr indirekten Untersuchungen über die Frühperiode der psychischen Entwicklung in höchst instruktiver Weise durch direkte Beobachtung am Kinde durch die Technik der Kinderanalyse ergänzt. Beide Forschungsrichtungen haben uns gezeigt, daß diese präödipale Entwicklungsphase die größte Bedeutung für die spätere Persönlichkeitsentwicklung hat; in der Tat ist es diese frühe Phase, in der sich die grundlegenden Charaktereigenschaften herausbilden. Jene Untersuchungen zeigten uns des weiteren, daß während dieser frühen Periode das Kind in seinem Gefühlsleben Wandlungen durchmacht, die unvergleichlich tiefer und wichtiger sind als irgendwelche Ereignisse seines späteren Lebens.

Im wesentlichen ist das Problem, das die kindliche Persönlichkeit in dieser Phase zu lösen hat, gleichfalls ein Problem der Anpassung, in erster Linie jedoch einer Anpassung an die phylogenetisch vorausbestimmte Reihe von Veränderungen in seinem biologischen Zustand. Es ist das unvermeidliche Schicksal dieses kleinen hilflosen Wesens, Schritt für Schritt unabhängiger zu werden. Die Erforschung des Unbewußten zeigt uns deutlich die starken psychischen Gegenkräfte, die sich im Kinde gegen diese Loslösung von der Mutter erheben, Gegenkräfte gegen jeden Schritt in der Richtung zur Unabhängigkeit. Aus der Psychologie des bewußten Seelenlebens kennen wir nur die progressiven Tendenzen, den Wunsch zu wachsen, das Streben nach Geltung und Erfolg; das Studium des Unbewußten enthüllt jedoch eine tiefere machtvolle entgegengesetzte Tendenz, in die früheren Perioden der Abhängigkeit zurückzukehren, in denen man keine Verantwortlichkeit zu

tragen hat und vollkommen in der Obhut der Eltern steht.

In diesem frühen Lebensabschnitt sind die Triebwünsche des Individuums noch nicht an spezifische gedankliche Inhalte gebunden; sie sind überwiegend gefühlsbetonte Strebungen, die sich aus den biologischen Funktionen des Organismus herleiten. Sie gruppieren sich um den Ernährungsvorgang, der mit Lustempfindungen an der Mundzone verknüpft ist: zu empfangen, sich etwas einzuverleiben, ist der Inhalt dieser Strebungen und Befriedigungen. Eine andere emotionale Tendenz, die anscheinend etwas später als die einverleibenden Tendenzen ihre Gefühlsbetonung erhält, steht in Zusammenhang mit den Ausscheidungsfunktionen. Die Ausstoßungstendenzen und die Lustempfindungen, die der Exkretionsvorgang in sich schließt, sind vermengt mit Zurückhaltungstendenzen und einer aus dem Zurückhalten der Körperprodukte resultierenden Lustempfindung. *Einverleiben*, *Ausstoßen* und *Zurückhalten* sind die Hauptttendenzen, um die sich das Gefühlsleben des Kindes bewegt.

Wir erkennen in diesen Tendenzen die psychische Manifestation der grundlegenden biologischen Funktionen des Organismus: der Einverleibung der Nährsubstanzen, des teilweisen Ausscheidens und teilweisen Zurückbehaltens (Assimilierens) derselben im Wachstumsvorgang. Man könnte sagen, daß in dieser Frühperiode die kindliche Gefühlswelt eine völlig vegetative Lebensauffassung widerspiegelt und Gefühlsbeziehungen zu Personen in ihr noch eine unwesentliche Rolle spielen. Die Lustempfindungen sind zu jener Zeit in den Organen der Ernährung und Ausscheidung lokalisiert und an deren Funktion gebunden.

Dieses Bild ändert sich nun schrittweise; zwischen dem dritten und sechsten Lebensjahr entwickelt das Kind immer mehr persönliche Gefühlsbeziehungen zu anderen Personen und während der gleichen Zeit werden die Lustempfindungen von den vegetativen Organen nach und nach auf die Geschlechtsorgane verschoben. Es ist ein höchst bezeichnender Parallelismus, daß die Entwicklung der gefühlsbetonten Objektbeziehungen mit den ersten Anzeichen der Sexualreife zusammenfällt. Doch erst sieben oder acht Jahre später, in der Pubertät, erreicht das Individuum die volle Genitalreife und wird zeugungsfähig. Diese lange Periode, die zwischen die ersten Äußerungen der Genitalität und die volle Genitalreife eingeschaltet ist, ist für den Menschen typisch und, soviel ich weiß, ohne Parallele bei anderen Lebewesen. Ursprung und Sinn dieser Erscheinung gewähren der Spekulation jeden Spielraum.

Die Erlangung der Sexualreife teilt das Leben des Menschen in zwei grundsätzlich verschiedene Phasen. Vor der Sexualreife ist er im wesentlichen ein Kind, er ist durch den Wachstumsprozeß in Anspruch genommen und in

vieler Hinsicht von den Eltern abhängig und beeinflußt. Nach der Sexualreife ist der Wachstumsvorgang beendet; der Mensch wird fortpflanzungsfähig und verantwortlich für den Unterhalt der nächsten Generation. Er hört auf, ein Kind zu sein, und ist fähig, selbst Kinder zu haben. Die Zeit der Gefühlsabhängigkeit geht zu Ende. Zur Einverleibung und Retention zum Zwecke des Wachstums und zur Ausscheidung unbrauchbarer Stoffe tritt nun eine neue Form der Ausscheidung, und zwar eine schöpferische Funktion: die Produktion von Samenzellen und durch sie die Schaffung neuen Lebens mit all der Verantwortlichkeit und all dem Energieverbrauch, den die Erhaltung der neuen Generation erfordert. Hand in Hand mit diesem biologischen Umschwung gewinnt eine neue Gefühlsrichtung zentrale Wichtigkeit — die Tendenz zu geben.

Die Fortpflanzung kann man biologisch als Wachstum über die Grenzen des Einzelorganismus hinaus auffassen. Am Einzeller läßt sich dies leicht beobachten. Er wächst, teilt sich, nachdem er eine gewisse Wachtumsgrenze erreicht hat, in zwei Teile und stirbt oder hört wenigstens auf, als einheitliches Wesen zu existieren; er lebt in den beiden neuen Organismen fort, die sich aus ihm gebildet haben. Im vielzelligen Organismus findet grundsätzlich der gleiche Vorgang statt mit dem einzigen Unterschied, daß hier die Fortpflanzung in einer asymmetrischen Teilung besteht, bei der der elterliche Organismus sein Eigenleben auch nach der Zeugung für eine gewisse Zeit behält.

Die Analyse normaler Erwachsener zeigt, daß nicht nur bei Neurotikern und Psychotikern, sondern bei jedem Menschen eine dem progressiven Verlauf der Entwicklung entgegengesetzte regressive Tendenz besteht, die mit restloser Abhängigkeit vom Mutterorganismus beginnt und nach Erreichung der vollen Sexualreife zum Tode führt. Jede äußere Schwierigkeit, auf die der Mensch während des Verlaufes seiner Weiterentwicklung stößt, verstärkt diese innere regressive Kraft, die ihn zu den früheren infantilen Formen des Gefühlslebens zurückzieht. Äußere Schwierigkeiten, die im Leben zu Angst, zu Verlusten und Mißerfolgen führen, haben einen mächtigen innerlichen Bundesgenossen in den regressiven Tendenzen des Organismus. Bei Neurotikern und vor allem bei Psychotikern ist diese regressive Tendenz stark betont; noch so geringfügige Schlappen bei den ersten Liebesbeziehungen, kleine Enttäuschungen und Versagungen werden als willkommene Entschuldigung benützt für die unbewußten regressiven Neigungen, für den Wunsch, den Kampf um die Unabhängigkeit aufzugeben und zu den vegetativen Frühformen des Seelenlebens zurückzukehren, in denen sich alles um das Individuum selbst drehte, — Formen, die zu dem für psychisch und emotional gestörte Patienten so typischen egozentrischen Dasein führen. In

vielen Fällen, besonders bei gewissen Schizophrenen, scheinen die traumatischen Erlebnisse in der Tat nur sekundäre, auslösende Ursachen zu sein, indem sie Gründe und Entschuldigungen für die regressive Neigung liefern. Der reale ätiologische Faktor ist die starke Fixierung an die Entwicklungsphasen der Abhängigkeit, die Regression auf jene Stufe, auf der das Individuum noch keine Verantwortung kannte und gänzlich von den Eltern versorgt wurde.

Diese Abneigung gegen das Erwachsenwerden und gegen das Annehmen einer dem biologischen Reifezustand entsprechenden seelischen Haltung scheint in manchen Fällen der wichtigste ätiologische Faktor zu sein. Besonders in Fällen von schizophrener Psychose ist diese endogene regressive Tendenz — eine gewisse Trägheit oder Starrheit des Trieblebens, eine Abneigung, die verschiedenen Entwicklungsphasen in der Richtung zur Reife durchzumachen — der wichtigste Faktor, demgegenüber die äußeren traumatischen Erlebnisse nur von sekundärer Bedeutung sind. Diese stoßen das Individuum zurück in die Richtung der Kindheit, in die es seine Fixierung und seine starken regressiven Tendenzen zurückzuziehen bemüht sind. Ob diese für den Psychotiker charakteristische starke regressive Tendenz des Trieblebens, wie Freud annimmt, eine angeborene Eigenschaft ist oder ob sie während der sehr frühen Phasen der postnatalen Entwicklung erworben wurde, ist bis jetzt unentschieden.

Es hat jedoch den Anschein, daß — wenigstens in vielen Fällen von Psychose — die Starrheit des Trieblebens, der Widerstand gegen das seelische Erwachsenwerden eine ererbte, konstitutionelle Eigenschaft ist. In diesen Fällen sind selbst eingehende ätiologische Untersuchungen nicht in der Lage, extreme pathogene traumatische Erlebnisse aufzudecken, wenigstens keine schwereren als die gewöhnlichen seelischen Konflikte, die auch in der Lebensgeschichte normaler oder psychoneurotischer Personen an der Tagesordnung sind. Andererseits können wir in der frühen Geschichte vieler Schizophrener vom Beginn des extrauterinen Lebens an eine eigentümliche und hartnäckige Weigerung des Säuglings feststellen, die nachfolgenden Veränderungen seiner biologischen Situation zu akzeptieren. Solche Patienten zeigen oft eine ungewöhnlich starke Abhängigkeit von der Mutter und reagieren auf die ersten sozialen Begegnungen mit Zurückhaltung, Schüchternheit oder Angst. Im späteren Leben reagieren sie dann auf geringfügige Versagungen und Fehlschläge mit unverhältnismäßiger Heftigkeit und jede Schwierigkeit wird von ihnen durch Ausweichen oder Nachgeben beantwortet.

Dieser magnetische Zug zurück zur infantilen Situation, den wir beim Psychotiker in so übertriebener Form, etwas weniger intensiv beim Neuro-

tiker und noch gemäßigter beim Normalen beobachten, ist nichtsdestoweniger eine universelle Erscheinung des Seelenlebens.

Wir sehen, daß der Gang der psychischen Entwicklung gewisse Züge aufweist, die phylogenetisch vorgebildet sind und die psychologische Kehrseite jener Kette biologischer Ereignisse darstellen, die mit der restlosen Abhängigkeit des Organismus im intrauterinen Zustand beginnt und über die Geburt zuerst zu wachsender Selbständigkeit, dann zu Sexualreife und Fortpflanzung und schließlich zu Verfall und Tod führt. Die psychische Entwicklung folgt in ihren Hauptzügen genau diesen vorgezeichneten Phasen und Abläufen der biologischen Entwicklung. Die unselbständige, rezeptive psychische Haltung des Kleinkindes ist genau so sehr der Ausdruck seines abhängigen biologischen Zustandes, wie die Selbstsicherheit und die produktiven und schöpferischen Tendenzen des gesunden Erwachsenen ein Ausdruck seiner Sexualreife sind oder die beschauliche Resignation des Greises der Ausdruck der biologischen Schwäche, an die er sich psychisch anpaßt.

Ein anderes Beispiel für die Anpassung an die unabänderlichen Tatsachen des biologischen Schicksals hat Freud vor einiger Zeit an der weiblichen Entwicklung aufgezeigt. Freud vertritt die Theorie, daß der Verzicht des kleinen Mädchens auf seine frühen maskulinen Ansprüche, die sich aus seiner biologisch determinierten Bisexualität herleiten, eine psychische Anpassung darstelle, die der Entdeckung folgt, daß wegen der weiblichen anatomischen Struktur jene maskulinen Strebungen zur Erfolglosigkeit verurteilt sind.

In ihrer Frühzeit schärfte uns die Psychoanalyse ein, wie wichtig die Anpassung der Triebwünsche an das soziale Milieu, an die vom Gemeinschaftsleben geforderten Einschränkungen sei; neuerdings beginnen wir immer deutlicher zu erkennen, daß sich das Ich auch an eine Umgebung anzupassen hat, der es noch weniger entrinnen kann als der äußeren sozialen Umwelt: es ist dies die ständig sich verändernde innere „Umwelt", die durch die biologisch bedingten Wandlungen der Triebwünsche repräsentiert wird. Analytische Untersuchungen zeigen, daß vielleicht die größte psychische Schwierigkeit, die der Mensch während seines Lebens zu bewältigen hat, das Aufgeben der biologischen Abhängigkeit von der Mutter und die Annahme einer seelischen Haltung ist, die dem Stand seiner biologischen Reife entspricht.

Das Bild, das sich uns bei der mikroskopischen Untersuchung von Lebensgeschichten unter dem vergrößernden Objektiv der analytischen Technik darbietet, ist so, als wollte das Individuum nur widerstrebend die Unabhängigkeit des Reifezustandes akzeptieren, in den es durch den unvermeidlichen Verlauf des biologischen Wachstums versetzt wird; es ist so, wie wenn es im tiefsten Inneren niemals gänzlich die Sehnsucht aufgeben wollte, in das Glück der von keiner Verantwortung beschwerten Abhängigkeit der Kindheit

zurückzukehren. Der Mythos vom Goldenen Zeitalter und besonders die biblische Schilderung der Genesis, des Gartens Eden, sind klare Zeugnisse dieses regressiven Verlangens des Menschen nach dem verlorenen Paradies der Kindheit, aus dem er vertrieben wurde, nachdem er vom Baume der sexuellen Erkenntnis gegessen hatte. Die biblische Erzählung der Vertreibung verrät ein intuitives Erfassen der Tatsache, daß die Erreichung der Sexualreife den kritischen Wendepunkt im Leben darstellt, der die sorglose vegetative Zeit der Abhängigkeit beendet. *Noblesse oblige!* Jede neue biologische Fähigkeit, die im Laufe der Entwicklung erworben wird, bedeutet für den Menschen eine neue Verpflichtung: wenn er die Zähne entwickelt hat, verliert er das Recht, an der Brust genährt zu werden; wenn er gehen gelernt hat, verliert er das Recht, umhergetragen zu werden; und sobald er die Fähigkeit erlangt hat, Kinder in die Welt zu setzen, verliert er das Recht, selbst ein Kind zu sein.

Fraglos beginnt die äußere kulturelle Umwelt sehr früh einen Einfluß auszuüben und modifiziert diese Entwicklung in ihren Einzelheiten. Verschiedene Ideologien, Sitten und Gewohnheiten spiegeln sich in der Lebensweise der Familie, in der Theorie und Praxis der Kindererziehung. Verschiedene kulturbedingte Verhaltensweisen der Eltern den Kindern gegenüber können den psychischen Reifungsprozeß in hohem Grade beeinflussen. Es gibt jedoch ein grundlegendes universelles Schema der seelischen Entwicklung, das von jedem Individuum unter dem Zwang der unabänderlichen Tatsachen des biologischen Wachsens und Vergehens eingehalten wird. Geradeso wie sich in einer Symphonie ein Grundmotiv durch alle Variationen hindurchzieht, läßt sich auch im Lebensablauf hinter den sekundären Einflüssen der kulturellen Umwelt der tief und fest gegründete Unterbau biologischer Determinanten erkennen.

Um die Persönlichkeitsentwicklung zu verstehen und das Ausmaß der auf sie wirkenden Kultureinflüsse abschätzen zu können, ist es von größter Wichtigkeit, diese allgemeingültige biologisch vorgebildete Grundlage zu kennen, die nur sekundär durch äußere kulturelle Einwirkungen modifiziert und verändert werden kann. Es ist offenkundig, daß die psychische Entwicklung der frühen Phasen weitaus einförmiger und starrer vorgezeichnet ist als das spätere Schicksal des Individuums. In vieler Hinsicht ist die erste Entwicklungsperiode lediglich eine Fortsetzung der Embryonalentwicklung; sie ist deren Ergänzung, entsprechend den phylogenetisch vorgezeichneten Modellen. Doch darf der Organismus in dieser frühen Periode gleichzeitig auch schon als eine Persönlichkeit aufgefaßt werden, die auf diese automatischen Veränderungen ihres biologischen Zustandes emotional reagiert. Und deshalb ist das Studium dieser frühen Phase für das Verständnis der psychobiologischen Wechselbeziehungen so vielversprechend. Der Inhalt dieser

frühen psychischen Reaktionen hängt indessen so eng mit den biologischen Grundprozessen der Einverleibung, Ausscheidung und Zurückbehaltung zusammen, daß man sie als elementare Tendenzen auffassen kann, aus denen sich die reiche Mannigfaltigkeit des späteren psychischen Lebens entwickelt.

Das jüngste Stadium der analytischen Forschung ist durch die wachsende Aufmerksamkeit gekennzeichnet, die diesen Frühphasen der Persönlichkeitsentwicklung gezollt wird. Die praktische Bedeutung solcher Studien besteht darin, daß sie uns einen neuen Zugang für das Verständnis und die Behandlung gewisser psychisch bedingter organischer Störungen gestatten. Solche Patienten regredieren ganz tief zu jener frühen prägenitalen oder vegetativen Phase des Seelenlebens. So haben beispielsweise unsere Untersuchungen im Chicagoer Psychoanalytischen Institut gezeigt, daß intensive rezeptive Abhängigkeitswünsche bei Erwachsenen eine andauernde stimulierende Wirkung auf die Funktionen des Magens ausüben und zu seiner Dysfunktion und schließlich sogar zu peptischem Geschwür führen können. Der Wunsch zu empfangen, umsorgt zu werden, ist im Unbewußten zutiefst verkettet mit dem Wunsch genährt zu werden, da ja das Gestilltwerden im Säuglingsalter die vollkommenste Befriedigung des Abhängigkeitsbedürfnisses bedeutet. Bei erwachsenen Menschen kann dieser infantile Wunsch nach Abhängigkeit und Hilfe oft nicht seinen direkten Ausdruck finden, da er mit der bewußt zur Schau getragenen Selbständigkeit, Aktivität und Verantwortlichkeit unvereinbar ist; er wird verdrängt und findet einen Ausweg in der Mobilisierung des verwandten Wunsches, ernährt zu werden. Dieser unablässige Wunsch, zu empfangen, sich etwas einzuverleiben, dient als ein fortwährender Anreiz der Magensekretion und setzt damit die Magenwand unaufhörlich dem Einfluß der Verdauungssäfte aus. In vielen Fällen ist dies die Grundlage einer chronischen Magenneurose und führt bisweilen sogar zur Geschwürbildung.

Verdrängte Wut kann die Peristaltik der Gedärme beeinflussen und an ihnen Funktionsstörungen bewirken. Auch die Atmungsfunktionen können durch solche psychische Spannungen beeinflußt und gestört werden. Daß der Atmungsapparat sogar bei Normalen dem Ausdruck von Gemütsbewegungen dient, ist eine wohlbekannte Tatsache. Der Seufzer der Erleichterung, das Keuchen aus Angst oder Wut sind nur ein paar Beispiele. In Fällen neurotischer Störung entsteht durch solche psychogene Reize eine chronische Unterbrechung der normalen Funktionen, wobei diese emotionalen Spannungen den eben von mir beschriebenen regressiven und infantilen Charakter tragen. Eben wegen ihrer infantilen Natur werden diese psychischen Tendenzen vom Ich des Erwachsenen zurückgewiesen, sie werden verdrängt und können deshalb nicht auf den normalen Wegen im Leben Ausdruck finden.

Wir dürfen hoffen, daß sich eine weitere praktische Bedeutung dieser Erforschung der frühen Perioden des Seelenlebens in dem besseren Verständnis des psychologischen Sinns der Psychosen ergeben wird, in denen, wie ich erwähnt habe, tiefe Regressionen zu frühen Lebensphasen eine so wichtige Rolle spielen.

Es ist zu erwarten, daß das Studium dieser frühen psychischen Reaktionen auch für die Klärung des Problems der ererbten Konstitution von großer Bedeutung sein wird, eines Problems, dessen Lösung wir gegenwärtig so dringend benötigen. Je frühere Formen des psychischen Lebens wir beobachten können, desto eher werden wir in der Lage sein, jene allgemeinen dynamischen Tendenzen festzustellen, die durch äußere Faktoren noch unbeeinflußt sind und deshalb als ererbt angesehen werden müssen.

Endlich wird uns das Studium der Wechselbeziehung zwischen dem biologisch vorgezeichneten Grundplan der seelischen Entwicklung und seinen sekundären Modifikationen und Entstellungen durch kulturelle Umwelteinflüsse unserem Endziele näher bringen — dem restlosen Verständnis des Menschen als Organismus, als Persönlichkeit und als Mitglied einer sozialen Gruppe.

Die Realitätsprüfung im Traum[1]

Von

Thomas M. French

Chicago

Schon seit ganz früher Zeit wird den Träumen prophetische Bedeutsamkeit zugeschrieben. Freud hat gezeigt, daß dieser Glaube an den prophetischen Wert von Träumen bis zu einem gewissen Grade dadurch gerechtfertigt und erklärt wird, daß es Funktion der Träume ist, Wünsche als erfüllt darzustellen. Wünsche werden ja oft auch im realen Leben erfüllt. Es ist daher nicht erstaunlich, wenn sich Träume des öfteren als prophetisch erweisen.

Freud hat (1923) auch darauf aufmerksam gemacht, daß man unmittelbar nach dem Aufwachen aus dem Schlaf imstande sein kann, ein schwieriges intellektuelles Problem zu lösen, um das man sich vor dem Schlafengehen vergebens bemüht hatte. In reichem Maße wurde bewiesen, daß sowohl das Ich als auch das Über-Ich im Traum weiter funktionieren. Beobachtungen der eben angeführten Art zeigen weiter, daß auch die Tätigkeit des Ichs, im realen Leben Lösungen für Probleme zu finden, im Schlaf fortgeführt werden kann.

Eine weniger dramatische, aber häufigere Beobachtung führt zum gleichen Schluß. Ich vermute, daß die meisten Analytiker Träume anführen könnten, die an sich die Lösung eines aktuellen Konfliktes, die der Patient vielleicht sehr bald, vielleicht erst nach Wochen oder Monaten erreichen wird, schon im voraus anzeigten. In der Literatur wurden solche Träume vielfach berichtet. Der folgende Traum aus der ersten Krankengeschichte in Alexanders „Roots of Crime" gehört in diese Kategorie.

Der Patient hatte sich beklagt, er würde es niemals zu etwas bringen. „Er könnte Liftboy sein und es allmählich zu einem kleinen Posten in einem Hotel oder Warenhaus bringen, aber so jemand hat kein Vergnügen im Leben, nichts als Pflichten und Kinder, keine Hoffnung auf Vorwärtskommen." Der Patient „zieht es vor, ein Gauner zu sein".

In der folgenden Unterredung aber bringt er einen Traum, der eine hoffnungsvollere Einstellung anzeigt.

„Er ging in ein Bürohaus — wie er es oft tat — einer seiner alten Tricks. Es gab da Regenmäntel und Hüte. Er nahm einen Hut und einige Marken aus einer kleinen Schachtel. Ein alter, weißhaariger Mann, der im Liftschacht arbeitete, sah

[1]) Vortrag, gehalten auf dem XIV. Internationalen Psychoanalytischen Kongreß in Marienbad, am 6. August 1936. Aus dem Englischen übertragen von Lilly Neurath, Wien.

ihn durch die Glastüre des Büros. Er dachte, er sollte lieber ‚ausreißen'. Er entfernte sich durch eine andere Tür, kam in eine Vorhalle und von da auf die Straße."

Er erkannte in dem alten Mann, der aus dem Liftschacht schaute, das entmutigende Bild seiner Zukunft, wenn er den geraden Weg ginge. Das ist die Art des vorzeitig gealterten Familienmenschen, ein alter Mann und noch immer Liftboy, wie er ihn sich vorstellte. In seinen Einfällen zum Traum sagt er: „*Als dieser Kerl im Traum mich anschaute, sah ich plötzlich, daß viele Türen in dem Raum waren, und ich ging durch eine andere Tür, nicht die, durch welche der Mann mich sah, als ich hineinkam*". Im Traume entdeckt er, daß es nicht richtig ist, daß es für ihn nur zwei Möglichkeiten gebe — ein Liftboy oder ein Gauner zu werden. Im Traum sagt er „mag sein, daß es noch einen anderen Ausweg gibt". Mit anderen Worten, es tritt in diesem Traum — sehr frühzeitig in der Analyse des Patienten — eine Umorientierung in bezug auf die Zukunft des Patienten auf, die den weiteren Verlauf seiner Analyse vorwegnimmt.

Dies ist wohl kein ganz eindeutiges Beispiel einer Konfliktlösung im Traum. Die plötzliche Entdeckung der vielen Türen symbolisiert eine plötzliche Erkenntnis, daß es für den Patienten neue Möglichkeiten im Leben gibt. Im Traum geht er durch eine andere Tür hinaus und akzeptiert so symbolisch die Hoffnung, daß er aus seinem Konflikt einen anderen Ausweg finden könnte; doch der übrige Traum zeigt klar, daß er noch nicht fähig ist, in seinem Gefühlsleben den Schritt vorwärts zu machen, der hier angeregt wird.[2] Die ganze Fassade des Traumes ist eine Zurückweisung dieses Schrittes. Er ist noch ein Dieb. Wie in seinen bewußten Assoziationen wird die Möglichkeit, ein anständiger Mensch zu werden, in der Figur eines alten Mannes, der noch immer Liftboy ist, entwertet. Überdies ist in der ersten Fassung des

2) Alexander berichtet diesen Traum nur als einen von vielen, die den Verlauf einer Analyse illustrieren. Er nimmt sich daher auch nicht die Zeit dazu, an dieser Stelle tiefere Triebgrundlagen zu diskutieren, die dem erwachenden Interesse des Patienten, ein ehrlicher Mensch zu werden, zugrundeliegen. Nach der Symbolik des Traums und dem nachfolgenden Verlauf der Analyse zu schließen, können wir vermuten, daß die neue Möglichkeit, die sich dem Patienten eröffnet, die der Identifizierung mit dem Analytiker ist, der vielleicht der erste erfolgreiche ehrliche Mensch ist, an den sich der Patient eng angeschlossen hat. Wenn man durch Identifizierung lernen soll, so muß man sich der Unterschiede zwischen der Umwandlung der eigenen Persönlichkeit und dem Vorbild, das man nachzuahmen bestrebt ist, ganz bewußt werden. Wie die weitere Analyse zeigt, besteht die große Schwierigkeit auf dem Wege einer erfolgreichen Identifizierung mit dem Analytiker in dem emotionalen Widerstand des Patienten, den großen Gegensatz zwischen seinen eigenen passiven Wünschen und seinem männlichen Ideal zu erkennen. Die nachfolgende Analyse besteht in einem monatelangen Ringen des Patienten, die Erkenntnis seiner passiven Abhängigkeitswünsche zu akzeptieren und seinen Neid auf den Bruder und den Analytiker zu bewältigen.

Traumes nicht er es, der eine neue Möglichkeit erblickt, sondern der alte Mann sieht ihn. Zuletzt entscheidet er sich dafür, „sich aus dem Staub zu machen", vor seinem Triebwunsch davonzulaufen, um der neuen Möglichkeit, die sich vor ihm aufgetan hat, zu folgen.

Das zweite Beispiel, das ich zitieren werde, ist ein Traum, der eine weit vollständigere Konfliktlösung erreicht. Der folgende Traum wird von Ruth Mack Brunswick in ihrem Nachtrag (1928) zu Freuds „Geschichte einer infantilen Neurose" berichtet.

„Der Patient steht an seinem Fenster und blickt auf eine Wiese, hinter der sich ein Wald erhebt. Die Sonne fällt durch die Bäume, so daß das Gras ganz gesprenkelt aussieht. Die Steine auf der Wiese werfen einen sonderbaren, malvenfarbigen Schatten. Der Patient schaut besonders die Äste eines Baumes an und bewundert es, wie schön sie miteinander verflochten sind. Er kann nicht begreifen, daß er diese Landschaft noch nicht gemalt hat."

Brunswick hebt hervor, daß dieser Traum eine Art von „verklärter" Fassung des früheren traumatischen Traums von den Wölfen auf dem Baum ist, der in Freuds Krankengeschichte berichtet wird. Die Landschaft ist wieder die Landschaft seines Kindertraumes. In der Kindheit „war es Nacht, die Zeit also, in der man ängstlich ist". „Jetzt scheint die Sonne." „Die Zweige, auf denen früher die furchterregenden Wölfe saßen, sind jetzt leer und sind wie in ein schönes Muster ineinander verflochten", sie symbolisieren das Elternpaar in der Umarmung. „Was furchtbar und schrecklich war, ist schön und beruhigend geworden." Der Patient kann nicht begreifen, daß er die Szene noch nicht gemalt hat, das bedeutet seine bisherige Unfähigkeit, sie zu bewundern.

Brunswick betont weiter, daß die Aussöhnung mit dem, was ihn früher erschreckt hatte, nur bedeuten kann, daß er jetzt seine Angst vor der Kastration zum erstenmal überwunden hat und „jetzt auch vermag, zu bewundern, was andere schön finden — eine Liebesszene zwischen Mann und Weib. Solange er sich mit dem Weib identifizierte, war er zu einer solchen Bewunderung unfähig"; sein ganzer Narzißmus hatte sich gegen die in der weiblichen Rolle enthaltene Kastrationsdrohung gesträubt. Sobald er aber seine Identifizierung mit der Frau aufgibt, braucht er sich nicht mehr vor der Kastration zu fürchten. Der Patient ist jedoch, wie Brunswick sogleich zu zeigen bestrebt ist, in seinem realen Leben noch nicht so weit fortgeschritten, wie es der Traum anzuzeigen scheint. In Wirklichkeit war es lange Zeit, bevor der Patient endgültig die Erleichterung erlebte, die der Traum prophezeit hatte.

Man wird hier vermerken, daß Brunswick den Traum von den verschlungenen Ästen als Vorankündigung einer Realitätsanpassung betrachtet, die der Patient später im wirklichen Leben leisten wird. Ich denke, dies stimmt

mit der allgemeinen analytischen Erfahrung überein. Werden solche Träume richtig aufgefaßt und stellen sie wirkliche Traumlösungen der aktuellsten Konflikte des Patienten dar, so dürfen wir gewöhnlich mit Recht hoffen, daß die Traumlösung eine Art Prophezeiung für eine Regelung ist, die der Patient im realen Leben wird durchführen können, oder daß sie wenigstens die Möglichkeit einer solchen Regelung andeutet. Mit anderen Worten, der Traum war imstande, die Lösung eines Konfliktes zu finden, den das wache Denken noch nicht lösen konnte. Die Traumarbeit ist um mehrere Wochen oder sogar Monate klüger als das wache Denken. Im Lichte unserer herkömmlichen Überschätzung des wachen Denkens mag dies als Paradoxon erscheinen, das dringend weiterer Erforschung bedarf.

Ehe wir versuchen, dieses Paradoxon zu erklären, wollen wir nochmals die Frage aufwerfen, ob es existiert. Findet der Träumende eine Lösung[3] für einen Konflikt wirklich, während er schläft, oder bringt der Traum nur eine Lösung zum manifesten Ausdruck, die schon während des vorhergegangenen Tages gefunden worden war, ohne vielleicht tatsächlich bewußt worden zu sein? Die Entscheidung ist schwierig. Wie bereits bemerkt, hat Freud[4] auf die Tatsache aufmerksam gemacht, daß man ein schwieriges intellektuelles Problem im Schlaf lösen kann; doch ist er im Falle von Träumen, die Lösungen für reale Konflikte zu finden scheinen, geneigt, die Lösung als das Produkt eines vorbewußten Wachgedankens, der als Tagesrest in den Traumgedanken Aufnahme gefunden hat, zu betrachten. Freud anerkennt die Tatsache, daß „manche Träume Lösungsversuche von Konflikten enthalten" und daß diese Lösungen, die im Traum gefunden werden, häufig später im realen Leben wirklich durchgeführt werden; doch betrachtet er „die vorausdenkende Funktion des Traumes" eher als „eine Funktion des vorbewußten Wachdenkens, deren Ergebnis uns durch die Analyse der Träume oder auch anderer Phänomene verraten werden kann".

Es ist natürlich oft schwierig, zu entscheiden, wann der Gedanke, wie ein

3) Maeder formulierte (1912, 1913—a, 1913—b) klar die Vermutung, daß viele Träume eine sekundäre „teleologische" Funktion haben, nämlich die eines Versuches, die Lösung für einen Konflikt im wirklichen Leben zu finden. Dies vergleicht er mit der vorbereitenden Funktion des Spiels als Übung für das wirkliche Leben. Auch Alfred Adler schrieb (1912) dem Traum die Funktion des „Vorausdenkens" zu. Ähnliche Vorschläge wurden auch in einer weit vageren Form von Silberer (1910 und 1911) gemacht.

Seit Maeders Arbeiten hat Freud die Rolle der Übertragung in der psychoanalytischen Therapie aufgedeckt, den Wiederholungszwang beschrieben und ein Schema für die Struktur der Gesamtpersönlichkeit umrissen. Meine Arbeit ist ein Versuch, die Probleme, die vor so langer Zeit von Maeder und anderen aufgeworfen wurden, im Lichte dieser späteren Entwicklung der psychoanalytischen Theorie wieder zu betrachten.

4) Vgl. Ges. Schr., Bd. III, S. 167, wo Freud auf die Behauptungen von Maeder und Adler Bezug nimmt.

Konflikt zu lösen sei, erstmalig auftaucht; besonders dann, wenn er, wie in den eben besprochenen Fällen, das Produkt unbewußter und vorbewußter Gedanken ist und erst später bewußt wird. Für die Zwecke der gegenwärtigen Diskussion aber ist es nicht so wichtig zu fragen, wann die Lösung eines Konfliktes zum erstenmal als Gedanke auftaucht. Viel wichtiger ist der Augenblick, in welchem sie zuerst vom Ich als ein befriedigendes Kompromiß akzeptiert wird. Im Hinblick darauf ist es interessant, die beiden aus der Literatur zitierten Träume einander gegenüberzustellen. Der von Alexander berichtete Traum zeigt tatsächlich nicht, daß das Ich die neue Lösung für den Konflikt des Träumenden wirklich akzeptiert. In diesem Traum wird nur der Gedanke an eine mögliche neue Lösung symbolisch angeregt und symbolisch akzeptiert, aber im Gegensatz zu diesem symbolischen Akzeptieren erschrickt das Traum-Ich vor dem neuen Gedanken und beschließt „auszureißen". Der manifeste Inhalt des von Brunswick berichteten Traumes verzeichnet anderseits eine wirkliche Wiederherstellung des Gefühlslebens, welche die dauerhaftere Wiederherstellung, die der Pa-in seinem späteren wachen Leben erreicht, vorwegnimmt.

Seit Freud die „Traumdeutung" veröffentlicht hat, haben wir gelernt, in den Träumen die Produkte eines Kompromisses zwischen verdrängten Wünschen und verdrängenden Kräften zu erkennen. Bei normalen, gesunden Personen mag der Traum nur als eine Art Sicherheitsventil dienen, das während des Schlafes eine periodische und unschädliche Freisetzung von Wünschen gestattet, die sich sonst im wachen Leben störend auswirken könnten. Anderseits spiegeln die Träume neurotischer Personen ganz typisch den Mißerfolg wieder, den der Patient bei seinem Suchen nach einer Lösung seines Konfliktes, die für ihn im realen Leben akzeptabel ist, erleidet. Denken wir an die typische Situation, in der der neurotische Patient versucht hat, die aus seinem Sexualleben stammenden Triebregungen zu streng und unterschiedslos zu verdrängen. Die Träume solcher Patienten spiegeln in mannigfaltiger Ausdrucksweise nur den ununterbrochenen und harten Kampf zwischen hartnäckigen verdrängten Wünschen und dem verzweifelt verdrängenden Über-Ich wider. In einer psychoanalytischen Behandlung trachten wir dem Patienten zu helfen, eine Neuverteilung der Kräfte in seinem psychischen Haushalt zustandezubringen, die auf ein minder strenges Über-Ich, ein weniger trotziges Es und auf einen leistungsfähigeren Ausgleich zwischen den beiden Anteilen der Persönlichkeit hinauslaufen soll. Das zu starre Über-Ich des Patienten ist als Reaktion auf traumatische Erlebnisse in seiner Kindheit aufgerichtet worden. Um sein Über-Ich zu modifizieren, müssen wir ihm helfen, die Konflikte, deren Ergebnis eben dieses zu starre Über-Ich war, wieder aufzuschließen und wieder lebendig zu machen und dann unter günsti-

geren Bedingungen eine neue und bessere Lösung für einen Konflikt, den der Patient niemals wirklich gelöst hat, zu finden. Prophetische Träume der Art, die wir eben erörtert haben, stellen entscheidende Schritte in diesem Prozeß der Neuverteilung der Kräfte dar. Wenn man sie verstehen will, darf man sich Über-Ich und Es nicht als feste Strukturen vorstellen, sondern muß sich einer Terminologie bedienen, die auf die Wechselwirkung der Kräfte Rücksicht nimmt, welche zu der ursprünglichen Bildung des Über-Ichs führten und nun modifiziert werden müssen, um eine Korrektur des ursprünglichen Verhaltensmodells zuzulassen.

Diese Wechselwirkung von Energien kann, wie ich schon des längeren in einer früheren Arbeit ausgeführt habe, in Begriffen, die Pawlows Experimenten über die Differenzierung bedingter Reflexe entsprechen, höchst einfach dargestellt werden. Der Patient hatte in seiner Kindheit zuweilen Wünsche, die zu unangenehmen Folgen führten oder zu führen drohten. Um eine Wiederholung dieser unangenehmen Folgen zu vermeiden, lernt es der Patient, die verbotenen Wünsche zu unterdrücken. Bis zu diesem Punkt war seine Reaktion eine einfache Anpassung an die Realität, aber bei seinem neurotischen Über-Ich ging die Reaktion weiter als bis daher. Der Patient hemmte nicht nur seine verpönten Wünsche, sondern verdrängte sie kräftig; und da er diese Regungen vom Bewußtsein ausschloß, machte er eine spätere Korrektur seines Reaktionsmodells unmöglich. Nehmen wir etwa an, diese verpönten Regungen seien sexueller Natur und auf Mutter und Schwester gerichtet gewesen. Mit dem Eintritt der Pubertät verbietet das zu wenig unterscheidungsfähige Gewissen nicht nur auf Mutter und Schwester gerichtete sexuelle Regungen, sondern auch solche gegenüber jeder anderen Frau. Der Verbotskodex des Patienten bedarf dringend einer Revision, aber da er alle heterosexuellen Regungen rücksichtslos vom Bewußtsein ausschließt, ist es ihm unmöglich zu erkennen, daß zwischen inzestuösen und anderen heterosexuellen Wünschen ein Unterschied besteht. In der Analyse müssen wir ihm helfen, die inzestuösen Wünsche bewußt werden zu lassen, um sie mit anderen heterosexuellen Wünschen, die sozial weniger störend sind, zu vergleichen. Dies ist der Vorgang, den wir Realitätsprüfung nennen. Den charakteristischen Zug des „prophetischen" konfliktlösenden Traumes, den wir erörtert haben, bildet der Umstand, daß die Traumarbeit während des Schlafes eine Realitätsprüfung zustandegebracht hat. Es wird interessant sein, diesen Vorgang der Realitätsprüfung während des Schlafes genauer und in seinen Einzelheiten zu untersuchen.

In der „Traumdeutung" hat Freud nachgewiesen, daß ein Traum in jedem einzelnen Fall zwei Bedingungen erfüllt: 1. Er stellt die Erfüllung eines aus der Kindheit stammenden Wunsches dar. 2. Er enthält Beziehungen

zu Vorfällen des vorhergegangenen Tages. Für unser Problem ist die zweite dieser Bedingungen von Interesse. Freud findet, daß die Beziehungen zu den Tagesresten nicht Anspielungen auf Vorfälle von emotionaler Bedeutung sein müssen. Er schreibt ihr Auftreten im Traum einem Vorgang der Übertragung von Energien aus einem infantilen Konflikt auf rezente Erlebnisse zu.

Dieser Übertragungsvorgang ist dieselbe Art von Übertragung, der man regelmäßig in der Neurose begegnet und die wir im Verlauf einer psychoanalytischen Behandlung so intensiv zu erforschen gezwungen sind. Freud entdeckte erst später ihre grundlegende biologische Bedeutung. Sie ist eine der bedeutsamen Manifestationen des Wiederholungszwanges. Es handelt sich da um eine starke Tendenz, gegenwärtige Situationen so aufzufassen, als ob sie lediglich Wiederholungen früherer Erlebnisse wären, und in der Gegenwart so zu leben, als würde man nur die Vergangenheit wiedererleben. Die extremsten Manifestationen dieses Wiederholungszwanges sind reichlich bizarr, aber es ist wichtig zu erkennen, daß wir nur vermöge des Wiederholungszwanges in einer modifizierten Form aus der Erfahrung lernen können. Wenn wir einem neuen Erlebnis gegenüberstehen, trachten wir, frühere ähnliche Erlebnisse zu erinnern und uns zum gegenwärtigen nach Modellen zu verhalten, die wir aus den früheren Erfahrungen gelernt haben. Sollen wir lernen, uns an die Realität anzupassen, so müssen wir zuerst die alten Modelle reaktivieren und dann versuchen, sie durch Vergleichen der neuen Situation mit der alten zu korrigieren. Dies ist wiederum der Prozeß der Realitätsprüfung. In der Traumarbeit besteht diese Tendenz, gegenwärtige Situationen mit vergangenen Erlebnissen in Beziehung zu bringen, in der Tendenz fort, etwas von der Energie aus infantilen Konflikten auf jüngere Erlebnisse zu übertragen. Die Traumarbeit kämpft weiter mit der Aufgabe, eine Lösung für die nie gelösten Probleme der Kindheit zu finden, und führt diesen Kampf auf Grund der Situationen vom Vortag.

Daß die Traumarbeit noch mit einem Problem der Anpassung an die aktuelle Realität kämpft, ist sehr deutlich aus den prophetischen konfliktlösenden Träumen, mit denen wir uns eben befassen, zu ersehen. Ich kann dies am besten an einem Beispiel illustrieren.

Ein Patient wird nach einem psychotischen Schub in einem Spital analysiert. Er war sehr widerstrebend in die Analyse eingetreten und hatte in einer Anzahl von Träumen gezeigt, daß ein wesentliches Motiv, die Analyse zu akzeptieren, war, daß sie ihm einen Vorwand bot, im Spital zu bleiben, wo er keine Verantwortlichkeit hatte und sehr gut versorgt war. An dem Tage vor der Sitzung, aus welcher nun Material angeführt werden wird, hatte der Patient verlangt, ohne Begleitperson in eine nahegelegene Stadt

gehen zu dürfen. Die Vorschriften der Anstalt hatten es aber notwendig gemacht, darauf zu bestehen, daß seine Frau ihn vom Spital abholte und in die Stadt begleitete.

Die nächste Stunde eröffnet er mit dem folgenden Traum:

„Er trifft den Analytiker und dieser teilt ihm mit, daß er in Zukunft mehr Freiheit haben werde."

Er stellt sofort fest, daß mehr Freiheit freien Ausgang bedeutet, und erinnert den Analytiker an die Zurückweisung seiner Bitte vom Tag zuvor. Er bemerkt, daß er sich in der Stadt gut unterhalten und einige alte Bekannte getroffen habe, die früher für ihn gearbeitet hatten.

Nachdem der Analytiker die Deutung gab, daß dies ein Trosttraum gewesen sei, erzählt der Patient einen zweiten Traum:

„Er ist in einem großen Haus aus roten Ziegeln mit einem hellen, sehr sauberen braunen Ziegeldach, das stark geneigt ist. Das Haus sieht dem eigenen Haus des Patienten in einer südafrikanischen Stadt (wo der Patient eine Verwaltungsstelle innehatte) *ähnlich, ist aber größer und schöner. Der Patient und seine Frau haben dort seinen früheren Dienstgeber und dessen Frau zu Gast. Der Patient hat das Gefühl, sie gut zu unterhalten, was seinem sonstigen Gefühl, ein schlechter Gastgeber zu sein, widerspricht.*

Dann befindet sich der Patient im oberen Stockwerk. Er und seine Frau sind in einem Zimmer neben dem Badezimmer. Der Patient hört, wie sich seine Frau höflich bei der Frau seines Dienstgebers entschuldigt, weil das Zimmer des Chefs in einiger Entfernung vom Badezimmer liegt.

Gleich darauf befindet sich der Patient in einer großen offenen Dusche, die aus einer sehr hohen aufrecht stehenden Eisensäule besteht, von der einige geneigte Röhren abzweigen, deren jede einen Strahl von etwa einem halben Zoll Durchmesser ausströmt. Der Duschraum hat einen zerbrochenen Ziegelfußboden mit einem großen Abflußloch. Patient nimmt ein Duschbad. Andere Leute, zumeist Neger, stehen herum, baden aber nicht. Patient defäziert, nimmt dann den Stuhl in die Hand und daraus wird ein Stück Seife, mit dem er sich wäscht."

Dieser zweite Traum ist es, den ich für die Zwecke dieser Arbeit erörtern will. Im Laufe der Einfälle erinnert sich der Patient, daß er tatsächlich seinen Dienstgeber und dessen Frau in diesem Hause bewirtet hatte, kurz nachdem sein Gast ein Kind verloren hatte. Er erinnert sich, daß er sich bei der Unterhaltung mit ihnen sehr unbehaglich gefühlt habe, da er ein sehr schlechter Gastgeber ist. Er erinnert sich auch, daß sich seine Frau, während er in diesem Hause lebte, am Knie verletzt hatte. Der Patient mußte sie pflegen. Er hatte zu jener Zeit eigene Sorgen (es war zu Beginn einer Depression, die seine Psychose einleitete) und hatte den Impuls, seine Frau zu töten und Selbstmord zu begehen; der Impuls war durch seinen Ärger bei der Erinnerung an eine

frühere Periode von Aufregungen hervorgerufen. Er erinnert sich auch, daß er und seine Frau von seinem Chef einen Sommer lang eingeladen waren. Sein Chef hatte damals Bauchkrämpfe und die Gattin entschuldigte ihn. Für gewöhnlich ist sein Chef ein athletischer, glücklicher, aktiver Mensch. In den Einfällen zu dem Detail des Traumes, in dem seine Frau sich entschuldigt, weil das Gästezimmer so weit vom Badezimmer entfernt sei, bemerkt der Patient, daß es immer für ihn ein wichtiger Punkt ist, nahe dem Badezimmer zu sein, wenn er verreist. Er legt großes Gewicht darauf, Obstipationen zu vermeiden, fühlt sich aus diesem Grund unbehaglich, wenn er in fremde Häuser kommt, und erkundet immer gleich die Lage des Badezimmers. Er erinnert sich, einmal in seiner Kindheit in seine Hose defäziert zu haben und wie schwierig es war, sie zu reinigen. Er haßt es, warten zu müssen, ehe er das Klosett aufsuchen kann.

Wir können diesen Traum als eine Reaktion auf den Ärger des Patienten deuten, als er daran erinnert wird, daß seine Freunde ein aktives Leben führen und außerhalb der Anstalt mit den Verantwortungen des Lebens kämpfen, während der Patient weiter im Spital ist und seine Frau ihren Lebensunterhalt verdienen läßt, so gut sie eben kann. Der Traum versucht zuerst, diese Minderwertigkeitsgefühle durch die Darstellung gewünschter Situationen zu beseitigen. Der Patient ist mit seiner Frau daheim und nicht länger in Spitalsbehandlung. Im Gegenteil, er bewirtet einen der Männer, die er um ihren Erfolg heftig beneidet, seinen aktiven athletischen Chef. Diese Verleugnung seines Ärgers aber erweist sich bald als erfolglos. Der Vergleich zwischen dem Patienten und seinem erfolgreichen Chef erregt einen infantileren Wettbewerbsimpuls. Die große aufrechte Eisensäule, die einen Wasserstrom in ein großes Abflußloch sendet, ist ein Symbol der Urszene. Aber der Patient hat diese Urszene so verändert, daß er alle Aufmerksamkeit und allen Glanz auf sich lenkt. Anstatt nur ein enttäuschter Zuschauer zu sein, befindet er sich zwischen den Vater- und Muttersymbolen; er ist der Mittelpunkt der Aufmerksamkeit. Inferiore Geschöpfe stehen herum und schauen ihm zu. Als infantilen Ersatz für die Ejakulation defäziert er.

Es gibt wirklich eine reale Basis für diese grandiose Phantasie. Als Analysepatient ist der Patient tatsächlich der Mittelpunkt der Aufmerksamkeit im Vergleich zu den anderen Patienten der Anstalt (die „Neger" im Traum).

Von besonderem Interesse für unser Thema ist aber das letzte Traumdetail. Welche Bedeutung mag der Stuhl haben, der ein Stück Seife wird, mit dem sich der Patient wäscht? Waschen ist natürlich eine Reaktionsbildung auf die Beschmutzungstendenzen. Anderseits ist Waschen auch ein sublimiertes Ventil für analerotische Impulse, eine sublimierte Form von Schmieren. Die Reaktionsbildung bezieht ihre Energie zum großen Teil von den Be-

schmutzungstendenzen, auf die sie eine Reaktion darstellt. Daß der Stuhl zu Seife wird, ist eine sehr plastische Darstellung dieses Sachverhalts.

Dennoch sind wir von der Leichtigkeit beeindruckt, mit der auf den Beschmutzungsimpuls die Reaktionsbildung folgt, ohne daß beim Übergang irgendein weiteres Anzeichen von Scham oder Schuldgefühl auftritt. Anstatt sich zu schämen, scheint der Träumer zu prahlen: „Schaut, ich kann Stuhl in Seife verwandeln". Es ist, als würde er ein Zauberkunststück vor einem Publikum ausführen. Wie können wir die Leichtigkeit begründen, mit welcher der Patient seine Scham durch solches Prahlen ersetzt?

Wir haben schon erwähnt, daß der Patient einer der wenigen Spitalsinsassen ist, die sich in Analyse befinden. Wenn wir uns daran erinnern, entdecken wir, daß sein Prahlen in einer Tatsache eine reale Basis hat. Der Stuhl, der zu Seife wird, ist ein höchst bezeichnendes Symbol für die Analyse. Es war für das sensitive Ich des Patienten sehr peinlich, seine unreinen Gedanken auszusprechen. Der Traum stellt die erstmalige Akzeptierung der Toleranz der Analyse gegenüber seinen analerotischen Impulsen dar. In dieser Situation ist das Aussprechen der eigenen schmutzigen Gedanken nicht mehr eine Beleidigung des guten Geschmacks, sondern ein Mittel, sich zu reinigen — das ist die Auffassung des Patienten von der Art, wie er von seiner Neurose geheilt werde.

So weist der Patient in diesem Traum auf ein Element seiner realen Situation hin, das die Möglichkeit einer besseren Lösung seines Konfliktes darbietet. In seiner Kindheit konnte das Defäzieren im Bad nur Schande und Erniedrigung bringen. In der Analyse ist das Aussprechen seiner unsauberen Gedanken eine Art Seife, mit der er sich waschen kann. Der Traum rechnet schon mit dem Unterschied zwischen der Scham, die mit den Beschmutzungstendenzen in seiner Kindheit verknüpft war, und der größeren Toleranz für diese Regungen in der Analyse und hat sich der Analyse als einer Lösung für seinen Konflikt zugewendet.[5] Mit anderen Worten: der Traumarbeit ist ein

5) Man kann leicht die Bedeutsamkeit unauffälliger und alltäglicher Tatsachen unterschätzen. In jeder Analyse ist es in erster Linie die tolerante und objektive Atmosphäre der analytischen Situation, die es dem Patienten ermöglicht, verdrängte Triebansprüche ins Bewußtsein zuzulassen und ihnen offenen Ausdruck zu geben. Das ist augenscheinlich das Resultat eines grundlegenden Stücks Realitätsprüfung von seiten des Patienten. Der Patient gibt sich darüber Rechenschaft, daß die analytische Situation eine andere ist als die infantile, die zuerst die Verdrängung notwendig machte. In der analytischen Situation kann man ganz ruhig vieles sagen, das auszusprechen man sich in der Kindheit fürchtete.

Eine zweite bekannte Tatsache, die in jeder Analyse aufscheint, ist, daß das erste offene Eingeständnis einer verdrängten Regung oft in einem Traum erfolgt. Mit anderen Worten, ein Traum ist das erste Anzeichen dafür, daß der Patient diesen grundlegenden Schritt zur Anpassung an die Realität vollzogen hat. Der in Rede stehende Traum ist nur ein recht hübsches Beispiel dieses sehr allgemeinen Phänomens.

Stück Realitätsprüfung gelungen, zu dem der Patient in seinem wachen Leben noch nicht fähig war.

Soferne man der Annahme zuneigt, daß das Träumen weit weniger als das klarwache Denken geeignet ist, eine Lösung für ein Problem des realen Lebens zu finden, sollte diese Art paradoxer Träume wohl dazu anregen, die dynamischen Mechanismen, die die Traumlösung ermöglicht haben, zu untersuchen. Der erste Schritt zu dieser Lösung war das offene Auftreten der infantilen Strebungen des Patienten, mit der Potenz seines Vaters in einem Defäkationsakt zu konkurrieren. Bevor dieser infantile Wunsch zum Bewußtsein zugelassen wurde, war es naturgemäß nicht möglich, einen Vergleich mit der analytischen Situation zu ziehen und so zu entdecken, daß die Analyse das Bewußtwerden solcher infantiler Phantasien eher ermutigte als entmutigte.[6] Wir müssen daher zunächst fragen, wie es kommt, daß der Patient im Traum eher imstande ist, solch einen störenden Impuls ins Bewußtsein treten zu lassen. Wir können annehmen, daß im Wachleben die Scham des Patienten zu stark ist, als daß sie das Wiederaufleben einer derartigen Phantasie zuließe. Sogar während seines psychotischen Erregungszustandes waren Phantasien dieser Art nicht aufgetreten, derzeit aber war an Stelle der psychotischen Aufregung die für ihn normaler Weise charakteristische außerordentliche Zurückhaltung getreten. Der Patient neigte im Wachzustand eher dazu, dem ersten Teil seines Traumes entsprechend zu reagieren und sich seiner Sensitivität und seines guten Geschmacks zu rühmen und so die Minderwertigkeitgefühle, die ihn dauernd bedrückten, zu überkompensieren.

Es wird von Nutzen sein, die Vor- und Nachteile einer derartigen Reaktionsbildung als Lösung für den Konflikt des Patienten sorgfältig abzuwägen. Der ins Auge springende Vorteil ist, daß sie den Patienten vor der heftigen Scham, die eine Wiederbelebung seiner infantilen Strebungen aufs neue erwecken müßte, schützt. Demgegenüber müssen wir den Nachteil erwägen, daß eine solche Reaktionsbildung den Patienten starken inneren Spannungen preisgibt, die von der ständigen Notwendigkeit, seine infantilen Wünsche im Schach zu halten, herrühren.

Es ist klar, daß im Verlauf des Traumes das dynamische Gleichgewicht hin und her schwankt.[7] Im ersten Teil des Traumes ist die Reaktionsbildung

6) Es ist natürlich eine alltägliche Erfahrung in der Analyse, daß ein Patient nicht ein für allemal die Toleranz des Analytikers für das Auftauchen seiner verpönten Wünsche akzeptieren kann. Im Gegenteil, jedes neu auftauchende wesentliche Stück des Verdrängten kostet den Patienten neuen Kampf, ehe er wiederum gerade in bezug auf diesen speziellen verbotenen Wunsch glauben kann, daß der Analytiker neutral und tolerant sein wird.

7) Man wird bemerken, daß ich hier den manifesten Trauminhalt als einen Index für das quantitative Verhältnis von verdrängten und verdrängenden Kräften benütze. Dieses

im Übergewicht. Die Entschuldigung der Gattin des Patienten vor der Frau des Chefs ist das erste Anzeichen dafür, daß die Angst des Patienten wegen seiner verdrängten Wünsche im Steigen begriffen ist. Es ist gut, dem Badezimmer so nahe als möglich zu sein. Unmittelbar nachher haben die verdrängten Tendenzen das Übergewicht erlangt.

Wie ist nun diese Verschiebung des Gleichgewichtes zu erklären? Wenn ich es versuche, möchte ich gern eine Hypothese über den dynamischen Einfluß des Schlafes auf das psychische Gleichgewicht zur Anwendung bringen, auf die ich zum erstenmal bei der Untersuchung von Alpträumen verfiel, die den Patienten aus dem Schlaf wecken. Bei solchen Alpträumen kann man beobachten, daß Wahrnehmung unlustvoller Elemente zu Beginn des Traumes am geringsten ist, mit dem Fortschreiten des Traumes progressiv anwächst und den Höhepunkt erreicht, wenn der Patient erwacht. Es bedarf nur eines kleinen Schrittes, um aus dieser Beobachtung zu schließen, daß der Schlafzustand an sich Unlust absorbiert und neutralisiert. Da man durch den Schlaf erfrischt wird, kann angenommen werden, daß die Intensität der Müdigkeit nachläßt, die Tiefe des Schlafs geringer wird und daß immer größere unlustvolle Affektbeträge von der neutralisierenden Wirkung des Tiefschlafs entbunden werden.

Es gibt jedoch zwei Arten von Unlust. Es gibt die Unlust der unbefriedigten Wünsche und andererseits die Unlust, die den unangenehmen Folgen der Befriedigung von Wünschen entspringt. Ein sorgfältiges dynamisches Abwägen muß entscheiden, welche dieser beiden Unlustarten man wählt.

Wendet man diese Grundsätze auf den hier bedandelten Traum an, so sieht man, daß der Patient anfangs imstande ist, beide angeführten Unlustarten aufzuheben oder zu neutralisieren. Sein Minderwertigkeitsgefühl ist weg, störende infantile Tendenzen sind nicht vorhanden. Er unterhält seinen Chef recht erfolgreich. In der Folge nimmt die Intensität der unbefriedigten infantilen Wünsche rapid zu, doch scheint die Angst vor den Folgen hinreichend

Vorgehen wird intuitiv von allen Analytikern zur Anwendung gebracht. Daß verdrängte Wünsche im selben Maß immer offener im manifesten Trauminhalt zum Ausdruck kommen, in welchem die verdrängenden Kräfte schwächer werden, ist ein Sachverhalt, der im Verlauf nahezu aller Analysen nachgewiesen werden kann. Ich würde den Hinweis darauf für überflüssig halten, hätte nicht Fenichel kürzlich (1936) den Wert von Schlußfolgerungen in Frage gestellt, die aus dem manifesten Trauminhalt gezogen werden, selbst wenn der manifeste Inhalt wie im vorliegenden Fall nach einer sehr aufmerksamen Beachtung des latenten Trauminhaltes untersucht worden sein mag.

In dieser Arbeit benütze ich auch den manifesten Inhalt, um die Schwankungen des dynamischen Gleichgewichts im Traumablauf zu verfolgen. Auch für diese Vorgangsweise gibt es bereits Beispiele in der psychoanalytischen Literatur. Was ich verfolge, ist selbstverständlich eine letzte Phase der Traumarbeit, die während des Träumens selbst erfolgt.

abgestumpft zu sein, um den infantilen Tendenzen den Durchbruch zu gestatten. Wir könnten erwarten, daß der Patient unmittelbar darnach, plötzlich von der Scham, die sich an seine Beschmutzungswünsche heftet, aufgestört, aus dem Schlaf erwacht. Indes aber borgt sich das „Traum-Ich" des Patienten einen Trick vom Ich des Wachlebens aus. Er erinnert sich sofort, daß er in Analyse ist; so macht es also nichts aus. In einer Art Pseudo-Erwachen mindert der Patient die Intensität seiner schlafstörenden Angst herab und bringt es auf diese Weise zustande, noch eine Zeitlang weiterzuschlafen.

Seit ich begonnen habe, mich um Beweismaterial für das Fortwirken der Realitätsprüfung im Traum umzusehen, ist es mir aufgefallen, wie häufig die Träume des Patienten in Tröstungen dieser Art, die aus aktuellen Tatsachen seines realen Lebens bezogen werden, ihren Abschluß finden.

Ist die obige Rekonstruktion der Schwankungen des dynamischen Gleichgewichtes in diesem Traume richtig, dann können wir nun auf die kurz zuvor gestellte Frage Antwort geben. Wir haben gefragt, warum es in diesem Traum gelang, eine Lösung zu finden, die der Patient im wachen Leben nicht hatte finden können. Die Antwort lautet: Der Schlafzustand hat einen beträchtlichen Teil der Scham, die mit den Beschmutzungstendenzen des Patienten verknüpft ist, gebunden, auf diese Weise den Grad seiner Hemmungen herabgesetzt und ein probeweises Wiederaufleben der verpönten Regungen, ermuntert durch die Analyse, erlaubt.

Ich habe in früheren Arbeiten (1933 und 1936) mehrfach hervorgehoben, daß die Urteilsfunktion des Ichs davon abhängig ist, daß sich die Konfliktstärke auf einer bestimmten optimalen Höhe hält. Der Konflikt des Patienten war zu stark, als daß er im Wachleben eine vernünftige Lösung zugelassen hätte. Der Schlafzustand schuf, indem er die Konfliktstärke herabsetzte, günstigere Bedingungen für die Ichfunktion. Daher war die Traumarbeit imstande, die Lösung für einen Konflikt zu finden, während das klarwache Ich des Träumenden nur danach streben konnte, ihn zu vermeiden.

Literaturverzeichnis:

Alfred Adler: Über den nervösen Charakter. Wien, 1912.

Franz Alexander und William Healy: Roots of Crime. New York und London, 1935.

Ruth Mack Brunswick: Nachtrag zu Freuds „Geschichte einer infantilen Neurose". Int. Ztschr. f. Psa., Bd. XV, 1929.

Otto Fenichel: Referat über Alexander und Wilson „Quantitative Dream Studies" (Psa. Quarterly, IV, 3). Int. Ztschr. f. Psa., Bd. XXII, 1936.

Thomas M. French: Interrelations between Psychoanalysis and the Experimental Work of Pavlov. Am. Journ. of Psych., XII, 1933.

— Klinische Untersuchung über das Lernen im Verlauf einer psychoanalytischen Behandlung. Int. Ztschr. f. Psa., Bd. XXIII, 1937.

Sigm. Freud: Die Traumdeutung. Ges. Schr., Bd. II.
— Aus der Geschichte einer infantilen Neurose. Ges. Schr., Bd. VIII.
— Das Ich und das Es. Ges. Schr., Bd. VI.
A. Maeder: Über die Funktion des Traumes. Jahrb. f. psa. Forsch., Bd. IV, 1912.
— Zur Frage der teleologischen Traumfunktion. Jahrb. f. psa. Forsch., Bd. V, 1913.
— Über das Traumproblem. Jahrb. f. psa. Forsch., Bd. V, 1913.
Herbert Silberer: Phantasie und Mythos. Jahrb. f. psa. Forsch., Bd. II, 1910.
— Über die Symbolbildung. Jahrb. f. psa. Forsch., Bd. III, 1912.

Wiederholung, Rhythmus, Langeweile[1]

Von

René Spitz

Paris.

I.

Die Konsequenz, mit der das Kleinkind in seinen Spielen, seinen Beschäftigungen, seinen Interessen ein und dieselbe Handlung wiederholt, ein und dasselbe Märchen immer wieder hören will, ohne die Änderung eines Wortes in der Erzählung zuzulassen, daß es nie müde wird, eine ihm lustvolle Beschäftigung wieder und wieder und wieder anzufangen, überrascht uns immer aufs neue.[2]

---

1) Nach einem Vortrag auf dem XIV. Internationalen Psychoanalytischen Kongreß in Marienbad, 2. August 1936. — Auf die das vorliegende Thema behandelnden Arbeiten von Winterstein („Angst vor dem Neuen, Neugier und Langweile", Psa. Bewegung, Bd. II, S. 540) und Fenichel („Psychologie der Langeweile", Imago, Bd. XX, 1934, S. 270) werden wir im gegebenen Zusammenhange zurückkommen. Auch Gedanken von Hollós über den Zeitbegriff (Imago, Bd. VIII, 1922) klingen an meine Auffassung an.

Die vorliegende Arbeit lag bei der Redaktion bereits vor, als der Aufsatz von Mosonyi, „Über die irrationalen Grundlagen der Musik" (Imago, Bd. XXI, 1935) erschien, so daß auf dessen Ausführungen leider nicht mehr eingehend Bezug genommen werden konnte. Von anderen Prämissen ausgehend und mit einer von der unsrigen verschiedenen Zielsetzung, sind Mosonyis Gedankengänge stellenweise dennoch den unsrigen sehr verwandt, so in seinen Ausführungen über die Unlust beim Erleben neuer Reize, sowie über die Beziehungen zwischen Rausch, Musik und Wiederholung. Der Zusammenhang, den ich in den abschließenden Worten der vorliegenden Arbeit beschrieb, wird von Mosonyi sozusagen von der entgegengesetzten Seite dargestellt, indem er das Maßlose als Triebkraft der Wiederholung, des Maßes, der Ordnung bezeichnet.

Vielleicht hätte sich eine eingehende Begriffsbestimmung der Wiederholung zur Einleitung meiner Arbeit empfohlen. Sie möge einem weiteren Aufsatze vorbehalten bleiben, indes die Wiederholungsformen, auf die es uns in den gegenwärtigen Überlegungen ankommt, ohne weiteres aus diesen selbst zu entnehmen sind. Dennoch will ich ausdrücklich darauf hinweisen, daß ich die theoretischen Probleme des Wiederholungszwanges in meine Ausführungen über die Wiederholung absichtlich nicht einbezogen habe, um einen allzu weitläufigen theoretischen Ansatz zu vermeiden.

2) Beim Tier ist es nicht anders. Wirft man einem Hund einen Stock zu, so wird man sich — wenn das Tier einmal erkannt hat, daß das Apportieren des Stockes ihm Vergnügen macht — vor ihm nicht retten können, weil es immer und immer wieder betteln wird, daß man ihm Stöcke, Steine, Gegenstände zum Apportieren werfen möge.

Die Lust an der Wiederholung wurde bei Kindern experimentalpsychologisch von Mitarbeitern von Charlotte Bühler geprüft. Es scheint, daß die Lust an solcher Wiederholung als Selbstnachahmung beginnt. Die früheste derartige Beobachtung stammt von M. Guernsey bei einem Kinde von 0;2 + 14. H. Hetzer hat eine Reihe von Wiederholungszahlen festgehalten: ein Kind mit 0;3, das 36mal die Hand um einen Gegenstand schloß; ein Kind mit 0;5, das 56mal Kopf und Schultern aus der Bauchlage hob und wieder senkte; ein Kind mit 0;6, das sich 84mal hintereinander aus der Bauchlage auf-

Dennoch können wir diese Haltung des Kindes recht wohl verstehen, wenn wir versuchen, uns in seine Situation zu versetzen und unsere Erwachsenen⸗mentalität auf einige Augenblicke zu vergessen. In der Wiederholung findet das Kind Bekanntes vor, es hört, es sieht, erlebt, vollbringt etwas, wovon es bereits weiß, daß sich nichts Unangenehmes dahinter verbirgt, wo es sicher ist, nur Vergnügen erleben zu können, bestimmt keiner peinlichen oder gar unlustvollen Überraschung ausgesetzt zu sein.[3]

Wir kennen die Angst des Kleinkindes vor dem Fremden, vor der Dunkel⸗heit. (Freud: Hemmung, Symptom und Angst. Ges. Schr., Bd. XI, S. 77.) Was ist denn eigentlich natürlicher, als daß dort, wo Fremdes beängstigend ist, das Gewohnte, Bekannte und Geliebte unendlich wiederholt wird? Und selbst wenn wir von der beängstigenden Qualität des Fremden absehen, so müssen wir uns sagen, daß für das Kind jede neue Handlung, jedes neue Erlebnis, jede neue Erzählung, jeder neue Gedanke die Qualität eines erst⸗malig zu Bewältigenden hat. Während für den Erwachsenen selbst in außer⸗ordentlich ungewohnten Situationen ein großer Teil der Situation, die ein⸗zelnen Komponenten des Geschehens bereits auf eingefahrenen Bahnen, also verhältnismäßig glatt und mühelos verlaufen, ist das bei dem Kinde nicht der Fall. Es muß die Gesamtheit der neuen Situation so bewältigen wie ein Erwachsener, der etwa plötzlich auf einem fremden Planeten ausgesetzt würde. Diese Fremdheitssituation ist am ausgeprägtesten in dem Geburts⸗erlebnis gegeben, wo die Änderung von Kreislauf, Stoffwechsel, Tast⸗, Ge⸗hör⸗, Geruchs⸗, Geschmacks⸗, Gesichtsreiz, die Änderung des ganzen Milieus von einem Augenblick zum nächsten das Neugeborene in furchtbarer Weise aus der völligen Passivität in eine nie gekannte Aktivität zwingt.[4]

---

richtete; ein Kind mit 2;4, das sich von seiner Mutter 60mal das Mondgesicht malen ließ. (Ch. Bühler, Kindheit und Jugend, III. Auflage, S. 50.)

Eine ebenso große Rolle spielt im Leben des Kindes die aktive Wiederholung der Worte. Bei der Aufarbeitung des an einem Beobachtungstage von einem Kinde ge⸗sprochenen Wortmaterials stellt Ch. Bühler 20% Wiederholungen fest.

3) Karl Bühler hat (Die geistige Entwicklung des Kindes, Jena 1924) im Anschluß an die Spieltheorie von Karl Groos, für die Erscheinung der Wiederholung den Begriff der Funktionslust eingeführt. Eine solche Erklärung des Phänomens der Wiederholung beim Kind wäre eine rein biologische und erscheint uns nicht ausreichend. Die Existenz der Funktionslust soll nicht geleugnet werden — wenngleich ihre Anwälte uns bisher eine tiefergehende Erklärung dieser Erscheinung schuldig geblieben sind. Immerhin scheint es uns, daß neben dieser Funktionslust eine ungemein wichtige psychische Komponente des Phänomens besteht, und diese ist es, mit welcher sich die vorliegende Arbeit beschäftigt.

4) Diese Auffassung sprach zuerst Freud (Die Widerstände gegen die Psychoanalyse, Ges. Schr., Bd. XI) aus: „Die Quelle dieser Unlust aber ist der Anspruch, den das Neue an das Seelenleben stellt, der psychische Aufwand, den es fordert, die bis zur angstvollen Erwartung gesteigerte Unsicherheit, die es mit sich bringt. Es wäre reizvoll, die seelische Reaktion auf das Neue an sich zum Gegenstand einer Studie zu machen, denn unter ge⸗wissen, nicht mehr primären Bedingungen wird auch das gegenteilige Verhalten beobachtet,

Es ist daher wohl verständlich, daß für das Kind eine neue Situation, ein neuer Reiz einen seelischen Aufwand bedeutet, der sich in keiner Weise mit dem vergleichen läßt, was der Erwachsene dem Neuen gegenüber empfindet. So wird es begreiflich, daß das Kind, wenn es sich in der Wiederholung eines bereits bekannt Gewordenen gefällt, darin Beruhigung, ja sogar Lust findet.[5]

Wir müssen uns also sagen, daß das Verhalten des Kindes im präödipalen Alter, in welchem jede Wiederholung eines ihm angenehmen Erlebnisses unbeschadet der Häufigkeit dieser Wiederholung als lustvoll empfunden wird, eigentlich verständlich ist. Verständlich auch, daß das Kind beim Wiedererzählen eines Märchens auf der wortgetreuen Wiederholung besteht und keinerlei Abänderung zuläßt, da ja die Abänderung Gefahren bringen könnte, wie alles Unbekannte. Welches sind die Gefahren, die vom Unbekannten drohen? Wir haben je nach der Entwicklungsphase, in welcher die Gefahr erlebt wird, vier Möglichkeiten zu unterscheiden.

1. Es handelt sich um eine reale Gefahr der Außenwelt, der gegenüber das Lebewesen nicht genügend gerüstet ist und durch die es mangels einer entsprechend eingerichteten Abwehr einen Durchbruch seines Reizschutzes erleidet; ein traumatisches Erlebnis, analog dem ersten Reizdurchbruch bei der Geburt, als der gesamte Organismus mit unbewältigbaren chemischphysikalischen Reizen überschwemmt wurde. Dieser Fall ist sicherlich häufig,

---

ein Reizhunger, der sich auf alles Neue stürzt, und darum, weil es neu ist." Freud spricht hier von dem Verhalten zum Neuen beim Erwachsenen. Wir können jedoch seine Bemerkung sinngemäß auf das Kind anwenden.

Winterstein (a. a. O.) sagt: „Das Neue, Fremde, wird also primär von der Psyche wie Feindliches, wie Gefahr gewertet; alles Neue scheint eine Bedrohung des infantilen Narzißmus durch den Einspruch der Realität zu sein." Im weiteren Verlauf seiner Ausführungen spricht auch Winterstein von dem Zusammenhange zwischen der Unlust dem Neuen gegenüber und dem traumatischen Erlebnis bei der Geburt.

5) Eine Bestätigung der Wirkung fremdartiger Reize wurde durch die experimentalpsychologischen Versuche von F. Mabel erbracht (Bühler-Hetzer-Mabel: Die Affektwirksamkeit von Fremdheitseindrücken im ersten Lebensjahr, Z. Ps. 107, 1928), wo z. B. dem Sechsmonatkind 30 Sekunden lang in fremder Fistelstimme ein akustischer Reiz geboten wurde, wobei der Versuchsleiter hinter einem Schirm unsichtbar blieb. Das Kind reagierte darauf mit Angstschreien und unmutigen Bewegungen. Diese Reizdarbietung wurde in entsprechenden Abständen wiederholt. Die Angstäußerung schwächte sich von Wiederholung zu Wiederholung ab, um bei der vierten Wiederholung interessierten Blicken Platz zu machen.

Eine solche Verarbeitung des Reizes ist jedoch erst möglich, wenn die hiezu notwendige psychische Organisation vorhanden ist, analytisch gesprochen, wenn das Ich bereits konstituiert ist. Einen Beweis hiefür erbringt eine von Käthe Wolf ausgeführte Versuchsreihe, bei welcher derselbe Fistelstimmenreiz einem fünf Tage alten Kinde dargeboten wird. Bei diesem bleiben die Unmutsreaktionen von Wiederholung zu Wiederholung identisch, und das Gleiche konnte bei weiteren zehn Kindern von 5—30 Tagen mit Hilfe dieser Versuche festgestellt werden.

solange die Abwehrorganisationen des Lebewesens, mit anderen Worten, sein Ich, noch nicht ausgebaut ist. Solche Gefahren werden also im ersten Lebensjahre die überwältigende Mehrheit der Gefahrerlebnisse darstellen. Die außerordentliche Leichtigkeit, mit welcher beim Neugeborenen auf Reize jeglicher Art Schockreaktionen eintreten, ist dafür ein Beweis. Solche Schockreaktionen bestehen in Starre, mit darauf folgenden diffusen Muskelabfuhrphänomenen, sowie Schreiweinen. Mit zunehmendem Alter, entsprechend der immer weiter fortschreitenden Ausbildung des Ichs und seiner Schutz- und Abwehrvorrichtungen, nehmen auch die Schockreaktionen immer mehr ab. Beim Erwachsenen schließlich kommen solche Reaktionen nur mehr in ganz ungewöhnlichen Ausnahmssituationen vor, etwa beim Explosionsschock im Kriege oder bei Hirnverletzten, in Form der Goldsteinschen „Katastrophenreaktion".[6]

2. Die Gefahr besteht in einem Durchbruch des Reizschutzes von der Innenwelt her, aus dem eigenen Organismus, wie etwa durch Hunger, Durst, Schmerz. Auch dies ist ein Erlebnis, dem nur das unreife Ich ohne genügenden Schutz preisgegeben ist und gegen das es dann später ausgiebige Methoden der Abwehr entwickelt. In unserem Zusammenhang unterscheidet sich dieser zweite Fall nicht prinzipiell vom ersten.

3. Die Gefahr des Triebdurchbruches, bei welchem es sich um eine Überschwemmung des Ichs durch die Triebe handelt. Schon diese Beschreibung zeigt, daß hiezu die Existenz eines ausgebildeten Ichs notwendig ist, welches im Gegensatz zum unreifen Ich des Säuglings eine freie Abfuhr der Triebe nicht zuläßt. Das Ich muß also bereits eine gewisse Organisation erreicht haben, es muß eine Abwehr nicht nur gegen die Gefahr, die von der Außenwelt und dem eigenen Organismus kommt, eingerichtet haben, sondern auch eine Abwehr gegen die Ansprüche der eigenen Triebe. Freilich, um in die Gefahr zu kommen, einen Triebdurchbruch zu erleben und von den eigenen Trieben überschwemmt zu werden, muß dieses Ich, bezw. das Über-Ich trotzdem noch relativ unfertig sein, denn ein wirklich reifes Ich, welches ein realitätsgerechtes Über-Ich zu seiner Steuerung besitzt, kommt in der Regel nicht in diese Gefahr. Dementsprechend können wir diesen dritten Fall dem Zeitabschnitt zwischen der Konstituierung des Ichs und der endgültigen Formung des Über-Ichs zuordnen, also etwa zwischen das dritte Jahr und die Pubertät setzen.

4. Es muß gar nicht zu einem Durchbruch der Triebe überhaupt kommen, es kann auch die Wiederbelebung eines einzelnen verpönten Triebwunsches eine Gefahr für das Individuum bilden. Gegen solche verpönte Trieb-

6) K. Goldstein: Beobachtungen über die Veränderung des Gesamtverhaltens bei Gehirnschädigung. Monatsschr. f. Psychiatrie u. Neurologie, 68, 1928.

wünsche richtet das Ich eine Abwehr ein. Wenn jedoch eine Wahrnehmung in die beunruhigende Nähe eines Verdrängungsmechanismus führt, dann wird eine solche Wahrnehmung zur Gefahr. Die vom Ich errichtete Abwehr schaltet diese Gefahr bei Bekanntem aus, kann sie jedoch bei Unbekanntem nicht abfangen und so wird in diesem Falle das Unbekannte zur Gefahr. Es ist kaum notwendig zu sagen, daß das Verdrängte an und für sich, der Trieb selbst oder, richtiger gesagt, der verpönte Triebwunsch meist nicht als die Gefahr empfunden werden wird. Die wirkliche Gefahr liegt in der Vergeltung, welche der Erfüllung des verpönten Triebwunsches folgen müßte. Der Weg vom gefährlichen Unbekannten führt zur Vergeltung für verpönte Triebwünsche, zur Kastrationsangst. Damit haben wir einen Hinweis auf die altersmäßige Zuordnung dieses vierten Falles gefunden. Er wird wohl am stärksten im ödipalen Alter in Erscheinung treten und von da ab die überwiegende Mehrzahl der Gefahrsituationen des Ödipusalters, der Latenzzeit und der Pubertät darstellen, um beim Erwachsenen zusammen mit der realen Gefahr die Gesamtheit der Gefahrsituationen auszumachen.

Das Kind, das sich vor Unbekanntem fürchtet, wird sich im ersten Lebensjahre und auch weit darüber hinaus vor einer äußern oder innern realen Gefahr fürchten (Fall 1 und 2.) Das etwas ältere Kleinkind ist angesichts des Unbekannten von der Gefährdung durch den Triebdurchbruch oder durch das Verdrängte bedroht (die Fälle 3 und 4); was das Unbekannte in Beziehung zu all diesen Gefahren bringt, ist die Frage der Abwehr. Denn bei Bekanntem hat sich die Abwehr bereits als verläßlich erwiesen, bezw. es wurde ein Schutzmechanismus gegen das als gefährlich Bekannte errichtet. Die Bekanntheit eines Phänomens, seine Wiederholung, verleiht ihm das Attribut der Ungefährlichkeit.

II.

Merkwürdig ist unter diesen Voraussetzungen die Haltung des Erwachsenen, der die Wiederholung ablehnt. Unentwegte Wiederholung desselben Erlebnisses wird der Erwachsene als uninteressant, dann als langweilig, schließlich als unerträglich ablehnen und sich dagegen heftig zur Wehr setzen.

Es gibt jedoch beim Erwachsenen Ausnahmen von dieser Regel. Eine dieser Ausnahmen wird uns sofort verständlich, wenn wir sie formulieren; unter den Erwachsenen ist etwa dem Primitiven die Wiederholung willkommen, er empfindet keine Langeweile, geschweige denn Unlust. Erinnern wir uns doch an den Tanz der Primitiven, an ihre Musik, an die Texte ihrer Lieder; an die unabänderliche Wiederholung der Formen, ja der Farben in der Bauernkunst. Wir brauchen wohl nicht hervorzuheben, wie sehr die

primitive seelische Struktur infantile Züge beizubehalten geneigt ist. Daß bei Primitiven dieselbe Ablehnung des Fremden wie bei Kindern besteht, zeigt sehr hübsch das Sprichwort: „Was der Bauer nicht kennt, das frißt er nicht". Es ist darin die orale, wohl eine der archaischesten und daher am meisten persistierenden Sonderformen der Ablehnung des Fremden zum Ausdruck gebracht.

Aber auch beim Kulturmenschen finden wir Wiederholungen, die lustvoll sind. Diese Art der Wiederholung ist z. B. auf dem Gebiete der Kunst zu finden, wir kennen sie als Refrain und als Reim, als Rhythmus und als Takt; auf dem Gebiete der Formen als Symmetrie und Gleichgewicht, eventuell als Formenrhythmus.[7] Ferner ist es bekannt, daß beinahe jegliche Art körperlicher oder sogar geistiger Arbeit, die einen monotonen Charakter hat, durch eine Rhythmisierung wesentlich erleichtert und gefördert wird.[8] Schließlich gibt es eine Tätigkeit des Menschen, bei welcher die Wiederholung und Rhythmisierung zum unabänderlichen Bestand der Tätigkeit gehört: den Sexualakt.

Wo ist nunmehr in der individuellen Entwicklung der zeitliche Abschnitt zwischen der lustvollen Empfindung der Wiederholung und dem Umschlag dieser Qualität ins Unlustvolle zu suchen? Das ist durch Beobachtung unschwer festzustellen; wohl ist der Übergang ein gradueller, aber die Trennungslinie liegt irgendwo in der Gegend um das sechste Jahr. Beim kleinen Kinde ist eine Wandlung feststellbar, in welcher die wohltätige Wirkung des Bekannten sukzessive von einer negativen Wirkung des Bekannten abgelöst wird, die sich in Form von Langeweile äußert. Verbunden mit diesem Prozesse sehen wir die erschreckende Wirkung des Fremden sich abschwächen und einem Interesse für Neues Platz machen. Diese Feststellung wird durch eine Reihe von Experimenten bestätigt, von denen für uns am interessantesten ist, daß das Element der Neugier, welches bis zum Alter von

7) Es ist nicht uninteressant zu beobachten, daß die gesamte moderne Kunst auf allen ihren Gebieten all diese Wiederholungsformen in weitgehendem Maße ablehnt. Takt und Refrain, Reim und Rhythmus, Symmetrie und Gleichgewicht gelten als veraltete, uninteressante, banale, ja banausische künstlerische Formen. Daran ändert wenig eine Erscheinung auf dem Gebiete der Musik, eine gewisse Monotonie, deren sich modernste musikalische Autoren wie Schönberg, Strawinski, Bartok etc. bedienen, welche ich als „Insistenz" kennzeichnen möchte. Es ist dies, wie man sich aus musiktheoretischen Schriften (R. Lach) überzeugen kann, ein bewußtes Zurückgreifen auf primitive Methoden, mit deren Hilfe man einen bestimmten musikalischen Nachdruck verleiht. Diese „moderne" Ablehnung der Wiederholung verdiente eine eingehendere Betrachtung vom kulturhistorischen Standpunkte — sie fällt mit anderen Erwachsenheitssymptomen unserer Kultur zusammen (Freud: Zukunft einer Illusion, Ges. Schr., Bd. XI.)

8) Siehe Karl Bücher: Arbeit und Rhythmus (Leipzig, 1909).

sechs Jahren bei 25% der Kinder aufweisbar ist, im siebenten Jahre auf 66% hinaufschnellt. (Ch. Bühler: Kindheit und Jugend, S. 274.)

Am sichtbarsten ist ja die Wiederholungsfreude im ersten und zweiten Lebensjahre, wo jede, aber auch jede Beschäftigung, einmal vertraut geworden, eine unendliche Anzahl von Wiederholungen zuläßt. In den darauf folgenden Jahren wird häufig irgend etwas aus dem ersten Jahre beibehalten, das ungefähr die Rolle einer letzten Zuflucht zu spielen scheint und in Zeiten der Not hervorgeholt wird, das Lutschen z. B. Diese Rolle des Lutschens ist allgemein bekannt und viel erörtert; Kinderanalytiker kennen auch sehr wohl die Rolle von „Schutztieren", dargestellt durch ein oder das andere Lieblingsspielzeug, einen Teddybären, eine Puppe, ohne die das Kind nicht einschlafen will.[9]

Diese Erscheinung führt uns auf eine Vermutung: das Kind wiederhole diejenigen Erlebnisse, Handlungen etc. mit Lust, bei denen es überzeugt ist, daß es nichts zu fürchten hat. Es ist wohl nicht genügend, wenn wir sagen, daß die Sicherheit, keiner Unlust zu begegnen, an und für sich schon ein Lustgewinn ist. Nach einer Anregung von Marianne Kris können wir uns diesen Vorgang in der Analogie zum Mechanismus des Witzes vorstellen, wo der Lustgewinn in einem ersparten Aufwand besteht. Bei jenen Vorgängen, bei denen das Kind die Erfahrung gemacht hat, daß keine unangenehme Überraschung, also keine Unlust zu befürchten ist, bedeutet eine Wiederholung eine Ersparung des Aufwandes an Abwehrbereitschaft gegen etwa mögliche unlustvolle Erlebnisse. Weil aber für das Kind in jedem neuen Erlebnis, in jedem Fremden die Möglichkeit zu solchen unlustvollen Überraschungen lauert, die es zur Abwehr zwingen würden, so ist fast alles befähigt, in solcher Weise zu einem Objekt der lustvollen Wiederholung zu werden. M. Guernsey berichtet, wie ein Kind von 0,11 im Bett vornüber fiel und mit der Stirne heftig aufstieß. Nach fünf Minuten lautem Schreien hielt es inne, richtete sich auf und begann sorgfältig, aufmerksam, mit angestrengter Hingabe seine Stirne mehrere Dutzend Male nacheinander fast eine halbe Stunde lang in einer in genau derselben Weise geführten Bewegung vorn aufzuschlagen. Was ihm vorhin als Malheur „passierte", wird jetzt in der geführten Bewegung zum Sport, wird aus Unlust zur Lust. (Ch. Bühler: Kindheit und Jugend, Leipzig, 1931.)

Eine Bestätigung dieser Auffassung scheint uns zu sein, daß das Kind in

9) Eine eigenartige Abwehrform, bei welcher Angstquellen zu solchen Schutztieren umgearbeitet werden, hat Anna Freud in ihrem Wiesbadener Kongreßvortrag (1932) erörtert. (Vgl. jetzt ihr Buch: Das Ich und die Abwehrmechanismen, Int. Psa. Verl., Wien, 1936, S. 86 f.) S. auch Jersild and Holmes: „Methods of overcoming childrens fears", Journal of Psychology Nr. I. 1935/36.

jenem Alter, in dem es sich bereits den intellektuellen Lustquellen zuwendet, häufig eine besondere Lust darin findet, sich wiederholt Märchen erzählen zu lassen, bei denen es ein leichtes Gruseln fühlt: ein Verhalten, dem wir übrigens häufig auch in späterem Alter, ja bei Erwachsenen begegnen und auf dem wohl manches vom Erfolge der Schauerromane, der sadistischen Kino-Komik, vielleicht auch eines der Wirkungselemente des Detektivromanes beruht. In diesem Verhalten des Kindes kommt sehr deutlich die Lust des ersparten Abwehraufwandes zum Vorschein; beim Erwachsenen ebenso, weil er ja weiß, daß alle die Kunstprodukte, die ihm vorgespielt werden, die Verpflichtung haben, ein *happy end* zu finden.

Zweifellos führt ein gradueller Übergang von der Lust an unentwegt Wiederholtem zu der Ablehnung der Wiederholung. Auch nach dem sechsten Jahre werden wir die Wiederholung bei dem Kinde finden; was aber früher ein Mechanismus zum Lustgewinn oder zur Unlustabwehr sein mochte, ist nunmehr etwas geworden, was dem Kinde selbst als Unart erscheint.

Wie wir vorhin erwähnt haben, wird auch beim Erwachsenen die Wiederholung unter bestimmten Bedingungen lustvoll empfunden, bezw. ausgeübt und gefordert. Welches sind nun diese Bedingungen? Als erste müssen wir die Primitivität der Kulturstufe des Erwachsenen ansehen, als zweite Bedingung wäre beim Kulturmenschen die Abänderung eines Teiles des Wiederholten zu erwähnen, welche wir als Abschwächung der Wiederholung ansehen müssen; ein Beispiel dafür ist die musikalische Variation, die in Wiederholungen des je und je leicht abgeänderten Themas besteht. Eine dritte Möglichkeit der lustvollen Wiederholung für den Erwachsenen haben wir auf dem Gebiete der Kunst als formales Element der verschiedenen Kunstgattungen erwähnt. Schließlich gibt es noch eine vierte Möglichkeit, der Wiederholung Duldung zu sichern. Diese Möglichkeit liegt nicht in der Abschwächung des Vorganges, sondern in der Beeinflussung des Erlebenden. Wir wissen, daß Intoxikationen, speziell Rauschzustände, unter ihren Symptomen monotone Wiederholungen desselben Wortes, derselben Melodie etc. aufweisen — man denke nur an das Verhalten von Betrunkenen. Auch hier finden wir einen Fingerzeig für die Natur der Wiederholung: die Intoxikation setzt bekanntlich in einem gewissen Maße die Zensur herab. Mit Hilfe der Zensur verhindert das Ich Äußerungen unerwünschter seelischer Regungen. Ist eine durch den Rausch gelockerte Zensur notwendig, um beim Erwachsenen die Wiederholung zu ermöglichen, so muß wohl im nüchternen Zustand das Wiederholen als ein Verhalten empfunden werden, das nicht ichgerecht ist.

Sehr interessant ist, daß, während einerseits der Rausch die Lust an der Wiederholung ermöglicht, die Wiederholung ihrerseits imstande ist, rauschähnliche Zustände auszulösen. Man denke an den Tanz der Derwische, an die Primitiven, die etwa durch Hin- und Herwerfen des Kopfes einen tranceähnlichen Zustand erzeugen, ja sich durch ihre monotone Musik selbst in Trance zu versetzen vermögen; und schließlich kennen wir die Bedeutung der Wiederholung in Suggestion und Hypnose. Es erschien uns verständlich, daß im Rauschzustand die Wiederholung gestattet ist; wie sollen wir aber verstehen, daß die Wiederholung rauschartige, tranceähnliche Zustände erzeugt? Es kann doch in dem Akte der Wiederholung nichts Toxisches liegen? Dieses Phänomen legt uns die Vermutung nahe, die Wiederholung müsse wohl mit irgendwelchen archaischen Gesetzen der seelischen und körperlichen Organisation zusammenhängen; sie ist eine Erscheinung, deren Grundlagen nicht in der Onto-, sondern in der Phylogenese zu suchen sind. Ohne Intoxikation vermag sie die Kontrolle der Realität auszuschalten, die Persönlichkeit in einen Zustand zu versetzen, in welchem eine der wichtigsten Funktionen des Ichs und des Über-Ichs, die Realitätsprüfung, nicht funktioniert. Wenn aber die Realitätsprüfung lahmgelegt ist, so ist die Persönlichkeit schutzlos den Strebungen des Es preisgegeben. Kein Wunder, daß der Erwachsene im normalen Zustand die Wiederholung ablehnt — sie ist eine Gefahr, die ihn mit den dunklen Mächten, die er nur mühsam besiegt hat und im Zaume hält, in allzu innigen Kontakt bringt.

Werfen wir noch einen Blick auf jene beim Erwachsenen unter normalen Verhältnissen gestattete Wiederholung, von der wir vorhin als Reim, Rhythmus etc. sprachen; hier ist die Wiederholung auch nur in einer genau vorgeschriebenen, sparsamst zugemessenen Dosis gestattet. Sie darf nicht unbegrenzt fortdauern, muß auf das Allernotwendigste beschränkt sein und sozusagen nur andeutungsweise in Erscheinung treten. An der Dichtkunst und noch besser an der Musik sind diese Phänomene sehr klar zu studieren; die Musik weist auf diesem Gebiete eine ganze Reihe genauester Vorschriften auf und es ist bemerkenswert, daß nach den Regeln der musikalischen Kompositionslehre die Zahl der erlaubten Wiederholungen einer gegebenen Tonfolge mit drei begrenzt wird (Rosalia, Sequenz). Die Dreizahl spielt bei der als künstlerisch empfundenen Wiederholung eine sehr große Rolle, man denke an die Liedform, das Sonett, die Sonate etc. Man wäre versucht, in dieser Dreizahl etwas zu vermuten, das von der sexuellen Bedeutung der Dreizahl abgeleitet ist. Man wäre versucht zu glauben, daß die Beschränkung der Wiederholung auf eine dreimalige etwas Verdrängtes sichtbar werden läßt; den sexuellen Ursprung der nach dem sechsten Jahre verpönt gewesenen Wiederholung.

III.

In diesem Zusammenhange möchte ich einiges von dem reichen Material mitteilen, das Robert Lach[10] veröffentlicht hat. Er geht darin von ähnlichen Gedankengängen aus wie wir. Sein Ansatz ist die Einsicht, daß die Wiederholung bis unmittelbar in die Gegenwart das Um und Auf aller musikalischen Konstruktion und ein Grundpfeiler musikalischer Logik und musikalischen Denkens ist; er verfolgt die Wiederholung über unsere eigene Musik hinweg zu den Halbkultur- und den Naturvölkern und schließlich zu den Tieren, wo sie sich, eng an die Bewegung gebunden, als der Brunst zugehörig erweist. Wie weit die Lachsche Meinung den Tatsachen entspricht, wie weit es sich um ein biologisches und psycho-physiologisches Gesetz handelt, dessen tiefstes Wesen mit dem Rhythmus physiologischer Funktionen, Blutzirkulation, Herzschlag, Pulsschlag etc. im Zusammenhang stände — oder ob es sich nicht vielmehr um einen noch weiter zurückliegenden Ursprung handelt —, mag dahingestellt bleiben. Im Laufe seiner Untersuchung konstatiert Lach, daß die Wiederholung beim Menschen in einem wirklich überwältigenden Ausmaß erst beim Kinde, bezw. bei den primitiven Naturvölkern in Erscheinung tritt. Überdies findet er die Wiederholung bei den erwachsenen Kulturmenschen in pathologischen Zuständen (Verletzung gewisser Hirnpartien, bei Idioten, Manischen, Katatonikern, Paralytikern, Dementen, Hysterikern), bei Normalen bei Ermüdungserscheinungen und im Zustande starker Trunkenheit. In diesen Fällen vertritt Lach die Meinung, daß es sich um ein Symptom von psychischem Automatismus, einem psychischen Trägheits- oder Beharrungsvermögen, handelt, dessen Wurzel in der Schwerfälligkeit und Langsamkeit kindlichen Denkens, Apperzipierens und Fühlens zu suchen wäre. Dementsprechend müßte es sich beim Kranken, bezw. beim Trunkenen um eine induzierte Schwerfälligkeit und Langsamkeit handeln. Mag auch diese Erklärung eine der organischen Wurzeln der Existenz der Wiederholung aufzeigen, so meinen wir doch, daß damit die Frage noch lange nicht gelöst ist.

Ich vernachlässige die Lachschen Ausführungen über den Gegenspieler der Wiederholung im musikalischen Denken, das Variationsprinzip, welches direkt aus der Wiederholung entsteht und schließlich zur sukzessiven Abwendung von der Wiederholung führt. Lach verfolgt jedoch die Wiederholung auch im Sprachlichen, wo die primitive Entwicklungsstufe, sei es in der Sprache eines Volkes oder in der Sprache eines einzelnen Menschen, durch die Wiederholung gekennzeichnet ist. Darüber hinaus jedoch vermag

10) R. Lach: Das Konstruktionsprinzip der Wiederholung in Musik, Sprache und Literatur, 1925, Sitzungsberichte Akademie der Wissenschaften, Wien, 201.

er in der gesamten frühen Dichtung (Bibel, Veden, Schiking, in den Upani=schads, im Avesta, Schahname, in den Makamen, im Koran, im Nibelungen=lied, in der Edda und auch bei Homer) eine ununterbrochene Verwendung der Wiederholung festzustellen, sowohl in inhaltlicher als auch in formaler Beziehung. Klangliche Elemente, Laut= und Wortgruppen, Formeln wer=den wiederholt, Alliteration, Assonanz, Reim, Refrain zeigen ebensowohl die Wiederholung wie das formelhafte Denken bei den frühen Philosophen, in den Upanischads, bei Buddha, welche sich schwerfällig und mühsam in endlosen Wiederholungen vorwärts arbeiten, und ein Überbleibsel dieser Methode mag die Dichotomie der Sokratischen Argumentationstechnik in den platonischen Dialogen sein.

Lach versucht, eine Erklärung dieses Phänomens im Lallen des Kindes, in der Wiederholung des Stotterers zu finden. Er ist besonders beeindruckt durch das Auftreten von Stottern beim Erschrecken, bei der Überraschung, der Fassungslosigkeit. Er meint, daß sich der beim Lebewesen latent vorhan=dene Wiederholungsautomatismus hervordrängt, sowie der normale Zustand von Bewußtsein und Willen gelähmt wird. Er sieht daher in den beiden Elementen Bewußtsein und Willen eine psychische Zensurbehörde. Das In=dividuum wäre so lange ohnmächtig dem Repetitionszwang ausgeliefert, bis es Bewußtsein und Willen gelingt, die Zügel der Herrschaft über die Psyche wieder an sich zu reißen. Man sieht, diese Auffassung Lachs entfernt sich gar nicht so sehr von der analytischen, wobei freilich das Lustelement, welches die Wiederholung darstellt, ebensowenig gewürdigt wird wie die Frage, warum es denn eine solche Gefahr bedeute, seinen tiefen seelischen Auto=matismen preisgegeben zu sein.

Andererseits bemerkt Lach, daß gerade dieses Stottern, diese Wiederholung vom Individuum als Hilfsmittel, als Stütze verwendet wird, um das durch den Schrecken verlorene psychische Gleichgewicht wieder zu erlangen, um durch Zeitgewinn, während dessen die Wiederholung als vikariierendes Ele=ment für das gestörte psychische Gleichgewicht dient, die Konzentration des Bewußtseins und des Willens, das „Sich=sammeln", zu ermöglichen: eine Erwägung, die manches für sich hat, jedoch nur die peripheren Kompo=nenten, die oberflächlicheren Elemente der Wiederholung trifft.

Vom ästhetischen Standpunkt aus sieht Lach in der Wiederholung ein spezifisches Merkmal archaischer oder bewußt archaisierender Kunst, die zur Zeit des langsameren menschlichen Denkens notwendig war, dem raschen Denken des modernen Menschen jedoch langweilig und ermüdend erscheint. In diesem Zusammenhang stellt er fest, daß das Denken der Musik auf einer Stufe steht, die der Denktätigkeit und dem geistigen Niveau eines Menschen der archaischen, primitiven und Halbkulturvolks=Entwicklungsstufe ent=

spricht. Er meint, daß der Grund hiefür darin zu suchen ist, daß das Denken in Tönen neben dem mathematischen Denken das abstrakteste ist und daß die gesamte Entwicklungsgeschichte der Musik infolgedessen das Phänomen der Rückständigkeit im Vergleich zu den übrigen Künsten zeigt. Jeder Fortschritt auf den übrigen Gebieten des geistigen Lebens findet seinen Ausdruck auf musikalischem Gebiete viel später, zu einer Zeit, da auf den andern Gebieten diese Phase schon längst wieder überwunden ist und eine neue Phase herrscht. So wäre musikalisches Denken und Vorstellen, ja auch der Musiker, einem erratischen Block aus der Vorzeit im intellektuellen Leben der Gegenwart vergleichbar. Seine Denkform, die Logik, nach der er Schlüsse in Tönen zieht, ist die längst dahingesunkener Generationen früherer Jahrhunderte und Epochen.

In dieser Schlußfolgerung trifft sich Lach durchaus mit unserer Ansicht. Vom analytischen Gesichtspunkt ist Musik sicherlich zu den archaischesten Künsten zu rechnen, von der sich zu den anderen Künsten Verbindungsbrücken ziehen: zu der Literatur die Lyrik, zum Theater Tanz und Oper; weniger greifbare, die formalen Elemente betreffende Fäden gehen zur Malerei, Bildhauerei und Architektur. Für die Wissenschaften wurde dies in der Mathematik längst von Pythagoras erkannt. Und es ist schon merkwürdig, daß Lach als Ursache für den archaischen Charakter der Musik die Abstraktheit ihrer Inhalte verantwortlich machen möchte, da er sich doch sagen müßte, daß die von ihm als ebenso abstrakt erkannte Mathematik keineswegs durch so archaische Logik oder Denkformen charakterisiert ist. Im Gegenteil, die Mathematik eilt womöglich den Formen der Logiker voraus und zwingt sie, in Anlehnung an das mathematische Denken eine Logistik zu schaffen.

Auf Grund eines Zusammentreffens eigener Gedankengänge mit einer mündlichen Mitteilung Richard Sterbas wären wir geneigt, die individuellen Ursprünge der Musik, ihre Wurzel, einerseits in der analen Phase, andererseits in der oral-sadistischen Phase zu suchen. Für die anale Phase sprechen gewisse Beobachtungen an Musikern, auf die hier einzugehen zu weit führen würde. Auch für die oralen Wurzeln mag ein Hinweis genügen: es ist wahrscheinlich, daß kinästhetische Lustempfindungen zur Zeit des Spracherwerbs, der Lautierungsversuche einerseits, die Rolle eines fixierenden Moments für klangliche Empfindungen spielen dürften; daß anderseits gleichfalls kinästhetische Lustmomente bei der Wiederholung und Rhythmik ausschlaggebend sind. Wie diese beiden Elemente in der analen Phase zu Aggressionen verarbeitet werden, dürfte für das weitere musikalische Schicksal des Individuums bestimmend sein. Das erste Auftreten dieser Elemente in der oralen Phase jedoch sichert der Musik jenen ungewöhnlich archaischen Charakter,

den sie dann beibehält und den sie durch Neigung zu archaischen Formen, deren eine die Wiederholung ist, bekundet.

IV.

Fassen wir unsere bisherigen Befunde zusammen. Wir sahen die Wiederholung, die bis zum sechsten Jahr lustvoll war, mit diesem Alter aufhören und unlustvoll werden und stellen fest, daß dieser Zeitpunkt mit dem Untergang des Ödipuskomplexes zusammenfällt. Wir sahen beim Erwachsenen, daß die Wiederholung im Rauschzustand, in dem die Zensur des Über-Ichs geschwächt ist, wieder lustvoll empfunden und ausgeübt wird. Wo das Über-Ich ungeschwächt ist, gestattet sich der Erwachsene die Wiederholung nur dann, wenn sie sich durch ihre künstlerische Wirkung rechtfertigt, also das Über-Ich durch ihren „Wert" besticht. Als künstlerische Leistung wird überdies die ansonsten entwertete Handlung durch den errungenen Erfolg, durch die Anerkennung des sich zum Mitschuldigen machenden Publikums bestätigt. Ja, durch den Applaus fordert das Publikum geradezu eine Wiederholung, wo diese vom Künstler gar nicht vorgesehen und vom ästhetischen Gesichtspunkt falsch ist — hier wirkt die Zustimmung, das Dacapo der Masse, im Sinne einer vorübergehenden Ersetzung des Über-Ichs durch die Forderung der Masse. Ist man etwa allein mit einem Künstler, so wird man kaum auf die Idee kommen, ihn zu bitten, daß er das eben gesungene Lied wiederhole — man wird ihn bitten, noch andere Lieder zu singen.

Die künstlerischen Gebiete, in denen die Wiederholung ihre Auferstehung feiert, leiten sich von den prägenitalen Partialtrieben ab. Das Theater von der Schaulust und der Exhibition, die Musik vielleicht teils von den kinästhetischen Empfindungen, teils von der kindlichen Sexualforschung. Plastik, Malerei und Architektur können ihre Beziehung zu der analen Triebkomponente nicht verleugnen, doch manifestieren sich in ihnen auch noch andere Partialtriebe wie Schaulust und Exhibition. Der Tanz stellt eine Zwischenform des Theaters und der Musik dar und partizipiert als solche an den Teiltrieben, die diese beiden Gebiete speisen; und an der Literatur schließlich, in ihren vielfältigen Formen und in ihrer Fähigkeit, auch Inhalte genauest auszudrücken, beteiligen sich wohl sämtliche Partialtriebe in jeweils verschiedenem Maße. Freilich, je weiter wir bei der Literatur zeitlich zurückgehen, je primitiver sie wird, desto näher kommt sie ihrem Charakter nach den Formen der Musik und desto mehr dürften auch für das Phänomenale der Literatur die sehr archaischen Partialtriebe, von denen sich die Musik ableitet, entscheidend sein. Dementsprechend sehen wir in der

Literatur die Wiederholung um so eindringlicher und auffälliger in Erscheinung treten, je früher die Periode ist, aus der sie stammt.[11]

Sämtlichen Kunstformen gemeinsam, jedoch in den einzelnen in einem jeweils wechselnden Maße auftretend, sind die aus der phallischen Periode stammenden Inzestwünsche und Aggressionen, die bei der Erledigung des Ödipuskonflikts verdrängt wurden. Diese können wir nicht den prägenitalen Strebungen zurechnen, da sie eine Vorstufe der Genitalität darstellen. Ihre Verknüpfung mit sämtlichen prägenitalen Strebungen jedoch bewirkt eine Resonanz sowohl im prägenitalen wie im genitalen Bereiche.

Zwanglos ergibt sich hier nun auch die Erklärung der Erleichterung eintöniger Arbeit, sei diese manuell oder nicht, durch Rhythmisierung. An und für sich wird die Rhythmisierung wohl den Lustcharakter der Wiederholung in einer solchen Arbeit unterstreichen — sie wird der Ausdruck der Lustkomponente sein, die der Arbeitende dieser Tätigkeit abzuringen vermag. Er darf sich diese Lust auch getrost leisten, denn durch die Tatsache des Arbeitens hat er ja die Forderung seines Über-Ichs weitgehend befriedigt. Damit ist die rhythmisierte Arbeit in eine Parallele zu der durch die Kunst verdeckten und gestatteten Wiederholung getreten.[12] Es sei nur der Vollständigkeit halber erwähnt, daß es der rhythmische Charakter mancher Arbeiten ist, der in pathologischen Fällen zum Anlaß von Arbeitshemmungen werden kann, was nach dem oben Gesagten ohneweiters verständlich erscheint.

Ebenso werden der Rhythmus in der Musik und im Tanz, die Rhythmisierung in der bildenden Kunst, die verschiedensten Wiederholungsformen in der Dichtung Lust auslösen, die ihre Qualität und Intensität aus prägenitalen Quellen bezieht. Das erklärt auch die geheimnisvolle, oft ans Mystische grenzende Wirkung solcher Kunsterlebnisse. Anderseits erklärt es auch die Unfähigkeit so vieler Menschen, Tanz, Musik, Dichtung usw. zu genießen, eine Unfähigkeit, die sich in vielen Fällen bis zur schroffen Ablehnung steigern kann. Die ans Mystische grenzende Wirkung des Kunsterlebnisses gemahnt an den magischen Ursprung der Kunst.[13] Welche Rolle die Wiederholung aber in der Magie spielt, wie in ihr das Sexuelle seinen Ausdruck findet, habe ich in einem andern Zusammenhang ausgeführt.[14]

Im wesentlichen ist also das Gebiet, auf welchem die Wiederholung in der nachödipalen Zeit gestattet ist, dasjenige der sublimierten prägenitalen Strebungen.

11) R. Lach, a. a. O.
12) s. K. Bücher: Arbeit und Rhythmus, Leipzig, 1909.
13) s. E. Kris: Zur Psychologie der Karikatur, Imago, Bd. XXI, 1935.
14) s. R. Spitz: Die Dreizahl, Imago, Bd. XII, 1926.

Im präödipalen Alter dagegen ist auf allen Gebieten, also auch auf dem der unsublimierten prägenitalen Strebungen, die Wiederholung erlaubt; sie liefert einen beachtlichen Zuschuß für die lustvollen Erlebnisse in den einzelnen erogenen Zonen. Das beginnt gleich nach der Geburt. Das erste lustvolle Wiederholungserlebnis, das sich der Säugling verschafft, ist das Lutschen. Wie wir aus Freuds „Drei Abhandlungen" wissen, ist jede Stelle des Körpers geeignet, durch rhythmisches Lutschen in eine erogene Zone verwandelt zu werden.[15] Freud erwähnt hier zum erstenmal die heute allgemein bekannte Tatsache, daß beim Säugling das Lutschen bis zum Orgasmus führen kann. Wir wollen unsererseits die Vermutung aussprechen, daß bei diesem Vorgang der eine Faktor in der Erogeneität der Mundschleimhaut, der andere Faktor in der rhythmischen Wiederholung der Handlung liegt. Wir werden die weitere Vermutung aussprechen, daß im präödipalen Alter jede genügend lang fortgesetzte Wiederholung zu einem orgasmusähnlichen Zustand führen kann, gleichgültig ob diese Wiederholung an einem beliebigen Organgebiet oder auf einem beliebigen psychischen Gebiet stattfindet. Eine Bestätigung dieser Annahme ist beim Erwachsenen jene von uns vorhin erwähnte Erzeugung tranceähnlicher Zustände bei Primitiven — im übrigen ist uns auch die Lust der heranwachsenden Kinder am Erzeugen von Schwindelgefühlen durch Drehung um die eigene Achse oder durch Schaukeln wohl bekannt. Auch für die Möglichkeit der Erzeugung einer Ekstase durch die Wiederholung auf psychischem Gebiete lassen sich Beispiele geben, wenngleich in diesen Beispielen zahlreiche andere Komponenten eine Rolle spielen. Man denke etwa an die endlose Wiederholung des *„Om mani padme hum"* der Buddhisten, an die Versenkung, in die sie sich durch dieses Mittel zu versetzen vermögen. Aber auch die Musik der Primitiven, die zu tranceähnlichen Zuständen führt, ist ein Phänomen aus diesem Gebiete.

Es erhebt sich nun die Frage, warum mit dem Untergang des Ödipuskomplexes die Wiederholung der Verwerfung anheimfällt. Um dies zu begründen, müssen wir etwas weiter ausholen.

V.

Mit dem Untergang des Ödipuskomplexes wird nicht nur die Masturbation der phallischen Phase abgelehnt, sondern zugleich alle prägenitalen Komponenten, die vor und in der Masturbation eine Rolle gespielt haben. Die Erledigung ist für die verschiedenen Komponenten eine verschiedene. Teils wird sie mit Hilfe einer Reaktionsbildung wie Scham, Ekel, Mitleid usw. vorgenommen, teils durch Verdrängung, teils durch Sublimierung. Ein ähn-

15) Freud: Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie. Ges. Schr., Bd. V, S. 55—59.

liches Schicksal trifft auch die Phantasien, die die prägenitale Tätigkeit und die phallische Masturbation begleiten.

An diesem Punkte, bei der Erledigung der Phantasien, fällt die definitive Entscheidung über den Charakter des Kindes. Das Phantasieren mit prägenitalen Inhalten, oral, anal oder phallisch, mit mehr oder minder inzestuösen Objekten, verbunden mit der Vorstellung von der Allmacht der Gedanken, bildet für das Kind nach dem Untergang des Ödipuskomplexes eine gefährliche Verführung. Es muß sich dieser Verführung auf die eine oder andere Weise erwehren. Diese Abwehr kann in zwei Formen stattfinden.

Nehmen wir als erste Gegebenheit ein strenges Über-Ich, welches eine zwangsneurotische Form des Denkens mit sich bringt. Ich möchte betonen, daß ich keineswegs von der Zwangsneurose als Krankheit, sondern von der zwangsneurotischen Form des Denkens und von der daraus resultierenden zwangsneurotisch gefärbten Charakteranlage spreche. Diese seelische Struktur ist bekanntlich charakterisiert durch die Armut an Phantasie, durch das Fehlen des metaphorischen Denkens. Nur selten wird man unter Zwangsneurotikern oder zwangsneurotischen Charakteren einen lyrischen Dichter finden, um so häufiger dagegen Menschen mit sachlichen Berufen.

Der frühkindliche Glaube an die Allmacht der Gedanken bewirkt, daß das Kind nicht nur seine Phantasien für wahr hinnimmt, sondern auch Veränderungen der Realität, die sich zwar nicht in kausaler, jedoch in zeitlicher Folge nach seinen Phantasien einstellten, als durch seine Phantasien verursacht empfindet und seinem Bewußtsein einordnet. In einem sehr schematischen Beispiel etwa: Das Kind im ödipalen Alter beschäftige sich mit sexuellen Phantasien. In diese Zeit fiele eine sadistisch aufgefaßte Urszenenbeobachtung. Dann könnte das Kind das schreckliche Ereignis, das es beobachtet hat, als durch seine Phantasien verursacht erleben. Die Abwehr des zum zwangsneurotischen Charakter gehörigen strengen Über-Ichs wird hier in dem Verbote des phantasierenden Denkens bestehen. Darum ist der Zwangsneurotiker der geborene Mathematiker, Logiker, Wissenschaftler, Systematiker usw., denn in diesen Tätigkeiten findet er eine Sicherung in der sichtbaren, nachprüfbaren, meßbaren oder in ein starres System gefaßten Außenwelt gegen die Gefahren des phantasierenden Denkens.

Im Gegensatz dazu steht das Individuum, bei welchem ein weniger strenges Über-Ich, vielleicht ein weniger ausgebildetes, den Inhalt der prägenitalen Wunschträume und Phantasien nicht so weitgehend verpönt. Dies sind jene Individuen, bei denen es nicht die Denkfähigkeit ist, welche sexualisiert wurde. Während bei den früher genannten, denen mit dem strengen Über-Ich, den Phantasielosen, die Abwehr auf der Linie der Denkhemmung liegt, ist bei den letzteren, mit minder strengem Über-Ich, die Abwehr auf der

Linie der Hemmung der Ausführungsorgane gelegen. Ich bezeichne daher die letztere Form des Denkens als die hysterische Denkform, und zwar darum, weil ein Verbot, bezw. in extremen Fällen ein Symptom, nicht in der Denksphäre gegeben wird, sondern in der Körpersphäre. Mit andern Worten, die Gefahr wird dadurch abgewehrt, daß ein Körpersymptom gewählt wird, welches die Ausführung der verpönten Regung unmöglich macht.[16]

Die Folge dieser Form der Abwehr ist, daß die libidinöse Energie einen Ausweg in reich phantasierendes Denken mit einem reichen Schatz an Metaphern findet. Hier kann ja die Phantasie durch die jeweils nach Bedarf einsetzende Hemmung des Ausführungsorganes an der Realisierung verhindert werden. Wir sehen in diesen zwei Formen, der hysterischen und der zwangsneurotischen Denkform, in welcher Weise die Über-Ich-Bildung oder, anders gesagt, der Untergang des Ödipuskomplexes auch die Form des Denkens beeinflußt. Das hat weittragende Folgen auch für die Typologie der beiden nach diesem Gesichtspunkte aufgeteilten Erkrankungsformen. So sind z. B. der hysterische Lügner, die vielfachen Lügen der Hysteriker jedem Kliniker geläufig. Wenn es beim Zwangsneurotiker auch vorkommt, daß er lügt, so gibt es doch nicht d e n zwangsneurotischen Lügner. Woher sollte auch der Zwangsneurotiker die notwendigen Phantasien für das Lügen hernehmen? Liegt es doch gerade im Wesen seiner Krankheit, die Phantasie abzuwehren, und so kann er nicht lügen, auch wenn er möchte. Die Lüge ersetzt der Zwangsneurotiker durch andere Methoden.[17] Dies möge nur als Beispiel gelten, eine Ausführung dieser Gedankengänge würde aus dem Rahmen dieser Arbeit fallen; kehren wir daher zu unserem Problem zurück.

Wann erfolgt die Abwehr der Triebwünsche und warum erfolgt sie? Geben wir uns Rechenschaft darüber, daß im Zeitpunkte ihres Auftauchens diese Wünsche und Phantasien nicht realisierbar sind. Insbesondere die Realisierung dieser Phantasien in einem Ausmaße, welches den Erwachsenen

16) Ich bin mir bewußt, nur grob schematisch zu sprechen; es ist natürlich eine Reihe von Abwehrformen beim Hysterischen von der Lähmung des Ausführungsorganes über die Sperrung der Wahrnehmung und Empfindung bis zur einfachen Ungeschicklichkeit etc. in Betracht zu ziehen. Überdies müssen wir manches aus der Pathologie der Neurosen zu den Abwehrformen außerhalb der beiden von mir beschriebenen Hauptgruppen rechnen, etwa Perversionen, vielleicht manche Psychosen. Freilich wird auch hier jeweils ein mehr zwangsneurotischer oder hysterischer Typus sichtbar. Natürlich ist eine andere Klassifizierung der Abwehrformen möglich, wenn wir diesen Begriff nicht vom pathologischen Bilde her fassen, sondern auf Grund der Mechanismen der Abwehr einteilen, was eine viel detailliertere Erforschung der einzelnen Formen ermöglicht. Ich verweise, in diesem Zusammenhange auf das nach der Niederschrift dieser Arbeit erschienene Buch A n n a F r e u d s „Das Ich und die Abwehrmechanismen". Viele der dort beschriebenen Abwehrmechanismen werden sich den von mir aufgestellten beiden Hauptgruppen einordnen lassen, andere ihnen nahestehen.

17) Vgl. dazu auch F e n i c h e l, a. a. O.

ernstlich stören oder gar gefährden könnte, kommt nicht in Frage. Um nur ein Beispiel zu geben: die Aggressivität des zwei- bis fünfjährigen Kindes, seine gegen den Erwachsenen gerichteten Schläge, sein Kneifen, Kratzen werden von den Erwachsenen als Spiel erlebt und gewertet. Im Laufe der körperlichen wie auch der psychischen Entwicklung des Kindes kommt jedoch ein Zeitpunkt, in welchem sich Anzeichen häufen, die eine Umsetzung der Phantasien in die Wirklichkeit als imminent erscheinen lassen.

Man wird hier wieder an das von Freud zitierte Wort Diderots erinnert: „*Si le petit sauvage était abandonné a lui-même, qu'il conservât tout son imbécilité et qu'il réunît au peu de raison de l'enfant au berceau la violence des passions de l'homme de trente ans, il tordrait le cou a son père et coucherait avec sa mêre.*" Solange der kleine Wilde das nur in der Phantasie ausführen kann, ist es ihm freigegeben. Gelangt er aber in den Besitz der Mittel, seine Phantasien zu realisieren, so muß aus naheliegenden Gründen solchen Tendenzen ein Riegel vorgeschoben werden. Die Einflüsse der Umwelt, der Erwachsenen zwingen das Kind, selber diesen Riegel vorzuschieben. Das kann, wie wir oben ausgeführt haben, dadurch geschehen, daß das Denken reglementiert wird. Der Riegel wird sozusagen an der Quelle vorgeschoben, indem das Kind das Phantasieren unterbindet. Oder aber es kann geschehen durch die Schwächung der Ausführungsorgane, also durch das Körpersymptom.

VI

Dieser Gedankengang gibt uns einen Hinweis darauf, warum die Lust an der Wiederholung in der Periode der Über-Ich-Bildung abgewehrt wird und später der Verwerfung anheimfällt. Wie wir zu Anfang unserer Ausführungen sagten, stellt die Wiederholung in erster Linie die Lust an der rhythmischen Reizung prägenitaler erogener Zonen dar; ihr erstes Vorbild ist das Lutschen. Im Verlaufe der sich ablösenden Phasen entwickelt sich unter jeweiliger Zufügung neuer prägenitaler Lustquellen, neuer Phantasien die rhythmische Reizwirkung an den verschiedensten Organen schließlich zur phallischen Masturbation.

Diese so selbstverständlich klingende Behauptung der jeweiligen Zufügung neuer prägenitaler Lustquellen im Verlaufe der sich ablösenden Phasen nötigt uns, auf das Problem einzugehen, wie man sich einen solchen Vorgang vorzustellen habe. Es sei mir daher ein Exkurs in dieses nur mittelbar unseren Gegenstand berührende Gebiet gestattet. Ich greife hier auf Ausführungen zurück, die ich in der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung in einem Vortrag entwickelt habe.[18] Es ist eine jedem Analytiker vertraute Er-

18) Über Differenzierung und Integrierung im Psychischen. (20. Mai 1936.)

scheinung, daß die Lieblingsbeschäftigung einzelner erogener Phasen in die nächste Phase mit hinübergenommen wird. Nehmen wir dafür das jedem geläufigste Beispiel, das Lutschen. Das Kind, das, während es sich bereits mit Hilfe des Löffels mit Brei füttern läßt, zugleich lutscht; das Kind, das auf dem Topfe sitzend lutscht; und schließlich das Kind, das selbst während der Masturbation auf das Lutschen nicht verzichtet, ist uns allen wohlbekannt. Man kann vielfach auch die Beobachtung machen, daß das Kind bei einer Versagung seinen Trost im Lutschen sucht; letzteres wurde zwanglos als Regression verstanden: da der Libido die ihr gemäße aktuelle Befriedigung versagt wird, so regrediert sie auf eine frühere Stufe, auf welcher sie eine Befriedigung gefunden hatte und an die sie daher fixiert ist.

Das erklärt jedoch das Phänomen der Perseveration des Lutschens während der Befriedigung auf den späteren Stufen nicht. Wir betonen nochmals, daß wir das Lutschen bloß als das augenfälligste Beispiel herangezogen haben, daß jedoch eine ganze Reihe von Tätigkeiten aus den verschiedensten Phasen nachweisbar ist, die in den Bestand der Befriedigungen aufgenommen und bis in die volle Erwachsenenbefriedigung hinein mitgeführt und beibehalten werden. Wir sind der Meinung, daß diese Erscheinung von der Regression abgegrenzt und als selbständige Form klassifiziert zu werden verdient. Eine Erklärung dieses Phänomens, das wir die Kumulationstendenz nennen wollen, erscheint uns nicht schwer.

Wir haben als Prinzip akzeptiert, daß das Kind auf eine Lust dann verzichtet, wenn ihm eine andere, womöglich größere Lust als Ersatz geboten wird. Die eben erwähnte Erscheinung zeigt, daß dem nicht ganz so ist. Wir würden richtiger formulieren, wenn wir sagten, das Kind akzeptiert die Forderung des Erwachsenen auf einen Lustverzicht nur dann, wenn ihm Ersatz geboten wird. Wird aber der Lustverzicht nicht strikt gefordert und erzwungen, so denkt das Lebewesen gar nicht daran, auf eine bereits errungene Lust zu verzichten. Im Gegenteil, es verstärkt die neue Lust mit den Quanten der vorhergehenden.

Freilich wird die alte Befriedigung ihre Libidobesetzung der neuen abgeben müssen. Bei einer Verdrängung allerdings wird die Libidobesetzung der alten Befriedigung als Gegenbesetzung verwendet und dieser Teil der ursprünglichen Besetzung ist dann für die neue Lust nicht verfügbar. Erfolgt keine oder nur eine unvollständige Verdrängung, wie dies im präödipalen Alter die Regel ist, so verbleibt der alten Lustquelle ein Teil ihrer Libidobesetzung. Dieser unverdrängte Teil der Libidobesetzung der alten Lustquelle ist verfügbar und kann zur Verstärkung der neuen Lustquelle herangezogen werden, wie wir dies etwa bei der Perseveration des Lutschens während der neuen Befriedigung auf den späteren Stufen sahen.

Hier bietet sich uns die Erklärung für die Frage, warum die Partialtriebe sich nach und nach unter dem Primat der Genitalität zusammenschließen. Unter der Form liebgewonnener Gewohnheiten wird die Libidobesetzung eines Partialtriebes in die Befriedigung des nächsten Partialtriebes mitgeführt und mit diesem kumuliert.

Anderseits finden wir hier die Erklärung, warum die phallische Komponente schließlich zur führenden wird und das Primat der Genitalität an sich reißt. Jeweils gibt die vorhergehende erogene Zone ihre Besetzung an die nächste ab. Die nächste erogene Zone hat jedoch schon *suo jure* ein Besetzungsquantum. So wird die Besetzung der analen Zone durch orale Lustquanten verstärkt und die Besetzung der phallischen Zone durch anale und orale Lustquanten. Dies ist im Grunde genommen nichts anderes als eine etwas modifizierte Darstellung der Ferenczischen These, nach der die Libidobesetzungen des gesamten Körpers von ihren ursprünglichen Standorten abgezogen und auf das Genitale vereinigt werden.

Es ist nun selbstverständlich, daß die zuletzt aktivierte erogene Zone, das Genitale, das höchste Besetzungsquantum erhalten wird, da es ja zur eigenen Besetzung noch die oralen und analen Besetzungsquanten hinzubekommt. Die Kumulation der Besetzungen befähigt das Genitale dann zum Primat über die verlassenen Zonen; doch wie wir sahen, erfolgt die Kumulierung nicht nur im Gebiete der Besetzungen. Die spezifischen Befriedigungen der einzelnen erogenen Zonen werden auch noch mitgeführt und führen ein an Libido verarmtes Kümmerdasein neben der Hauptströmung, für die sie etwa Hilfsstellungen repräsentieren. So wird dann ihr Endschicksal in der Funktion der Vorlust erreicht werden, in welcher in den einzelnen erogenen Zonen die einzelnen Partialtriebe je und je zu einer rudimentären Befriedigung gelangen. Mehr als eine solche fordern sie im Normalfalle freilich auch nicht: die Höhe ihrer Libidobesetzung ist ja auch nur eine rudimentäre.

VII.

Eine solche lustspendende Tätigkeit nun, welche durch sämtliche Phasen mitgeführt wird, ist die Wiederholung. Freilich ist sie nicht phasenspezifisch und an keine der ersten beiden Phasen besonders gebunden. Sie kann daher, beginnend bei der oralen, den erogenen Zonen in ihrer Entwicklung folgen. In dieser Weise heften sich sämtliche Tätigkeiten und Phantasien der drei Phasen an sie und werden in der phallischen Phase mit all den Varianten und Verschränkungen, die durch die drei Phasen veranlaßt wurden, in der phallischen Masturbation untergebracht. Dies ist dann der Grund, weswegen beim Untergang des Ödipuskomplexes die Wiederholung so energisch ab-

gewehrt werden muß: Es gibt keinen noch so kleinen Ableger eines Partialtriebes, keine einzige Aktivität der erogenen Zonen, mit welcher die Wiederholung nicht verbunden wäre.

Wenn nun beim Untergang des Ödipuskomplexes sämtliche mit der Masturbation zusammenhängende Tätigkeiten und Befriedigungen der Verwerfung anheimfallen, durch Reaktionsbildung lahmgelegt werden, so werden auch die dazu gehörigen Phantasien verpönt, entwertet und gehemmt. Die Wiederholungstätigkeit nimmt unter diesen zu verbietenden Erscheinungen einen hervorragenden Platz ein, weil sie sowohl an die Masturbation wie an die an diese gehefteten prägenitalen Phantasien anknüpft. Selbstverständlich spielen individuell noch die verschiedensten sich wiederholenden Reize wie Hautreize, Hörreize, Belauschungssituationen etc. eine wesentliche Rolle.

Andererseits macht die doppelte Quelle der Wiederholung, die somatische und die psychische, ihrerseits eine doppelte Abwehrreaktion notwendig, und zwar sowohl auf seiten des Ausführungsorganes wie auf seiten des Denkapparates. Auf der Seite des Ausführungsorganes ist die Wiederholung der phallischen Masturbation allzu nahe, um geduldet zu werden. Im neurotischen Symptome wird dann die Wiederholung tatsächlich zum Ersatz der Masturbation. Ein schönes Beispiel der im Symptom durchbrechenden Bedeutung der Wiederholung ist der Fall des Patienten A. K., der wegen schwerer zwangsneurotischer Symptome in die Analyse kam. Sein Symptom äußert sich im Zwang, bestimmte Handlungen, die mit seiner Arbeit in Verbindung stehen, zu wiederholen. Dieses Symptom hat in der Kindheit Vorläufer gehabt: als Zehnjähriger litt er beim Abgeben der Schulaufgaben an großer Angst, denn er hatte den Zwang, daß nicht nur die Aufgabe vollkommen einwandfrei und nach allen Regeln geschrieben sein mußte, sondern er mußte wieder und immer wieder das Löschblatt im Hefte zurechtrücken, es unter schrecklicher Angst gerade richten, indes der ungeduldig werdende Lehrer neben ihm stand und A. K. diese Handgriffe immer von neuem wiederholte, ohne ein Ende finden zu können, bis er schließlich bei aufs Höchste gesteigerter Angst einen Samenerguß bekam. Hier zeigt sich der Charakter des Wiederholungssymptoms unverhüllt als Masturbationsersatz. Immerhin vermag sich beim Erwachsenen die Wiederholung auch ohne Neurose im Ausführungsorgan öfter durchzusetzen, wenn schon meist nur für kurze Zeit und in sich mannigfach ablösenden Formen. Überdies sind selbst diese Formen meistens entwertet, gelten als Unart oder als wenig geschätzte Eigenheit.

Dennoch gibt es Tätigkeiten des Erwachsenen, in welchen die Wiederholung unverhüllt weiterbesteht, selbst beim Normalen. So eine Tätigkeit

ist das ureigenste Gebiet der Wiederholung, der Sexualakt. Im Verlaufe des Sexualaktes ist die Wiederholung nicht nur gestattet, nicht nur nicht unangenehm, sondern sie bildet eines der lustbetonten Elemente des Aktes selbst. Es geht ja sogar noch weiter: wir wissen, daß selbst beim Normalen die Teilbedingungen des Sexualaktes, die einzelnen Komponenten, die ihn konstituieren, mit einer außerordentlichen Strenge gewahrt werden und daß ihre Änderung so unlustvoll ist, daß eine solche Änderung den Sexualakt unmöglich machen kann. Es ist, als wäre in diesem Akt der Erwachsene wieder auf die Ebene des Kindes zurückgesunken, welches eine Beruhigung nur im Gleichbleiben der äußeren Bedingungen finden kann, für das jede Änderung eine Gefahr bedeutet, die mit Angst beantwortet wird. Man wäre versucht zu vermuten, daß Änderung der gewohnten Sexualkomponenten für den Erwachsenen angstauslösend wirkt und dadurch den Sexualakt vereitelt (z. B. Koitus mit andersfarbigen Geschlechtspartnern).

Nicht erklärt erscheint hiedurch, warum gerade im Sexualakt die Wiederholung gestattet ist. Vielleicht birgt aber die Vermutung, daß eine Änderung der gewohnten Bedingungen beim Sexualakt möglicherweise Angst auslöst, einen Fingerzeig für die Beantwortung unseres Problems. Es gibt kaum eine Tätigkeit, in welcher das Lebewesen so schutzlos preisgegeben ist, so wehrlos, wie gerade im Sexualakt.[19] Selbst im Schlafe ist das Tier schwerer vom Feinde zu überraschen als während des Sexualaktes. Man hat den Eindruck, daß der Sexualakt ganz besondere Ausnahmsbedingungen für das Lebewesen schafft. Ferenczi spricht von einer thalassalen Regression,[20] die man im Sexualakt vornimmt, und wollten wir uns spekulativen Erwägungen hingeben, so könnten wir uns fragen, ob die Sexualität nicht eine biologische Regression darstellt, die, — auf einer phylogenetisch primitiveren Entwicklungsstufe, als es die Persönlichkeitsbildung des Erwachsenen ist, — archaische Mechanismen wie die Wiederholung gestattet, ja fordert.

Doch brauchen wir uns nicht in derartige entwicklungsphilosophische Spekulationen einzulassen. Auf dem uns vertrauten Gebiete der Psychoanalyse bleibend, können wir auch den Sexualakt von den übrigen Tätigkeiten des Erwachsenen absondern. Wir brauchen ihn dazu nur im Rahmen der individuellen Entwicklung zu betrachten. Während sich die gesamten Tätigkeiten des Erwachsenen sozusagen in geradliniger Fortsetzung der Betätigungen der Latenzzeit entwickeln, ist dies beim Sexualakt durchaus nicht der Fall. Die Tätigkeiten der Latenzzeit können wir als solche bezeichnen, welche

19) Man denke an den Auerhahn; das sonst so ungemein scheue und mißtrauische Tier nimmt während des Balzens die Umwelt so wenig wahr, daß der Jäger bis unmittelbar unter den Baum vordringen kann, auf welchem der balzende Hahn sitzt.

20) Vgl. Ferenczi: Versuch einer Genitaltheorie. Int. Psa. Verl., Wien, 1924.

dem Über=Ich genehm, Ich=gerecht, Über=Ich=gerecht und bis zu einem ge=wissen Grade Es=befriedigend sind. Diese Tätigkeiten, zu denen der Ansatz vielfach schon früher gebildet wird, die jedoch während der Latenz und der Pubertät ausgestaltet werden, stellen wohlgelungene Kompromisse zwischen den drei Instanzen der Persönlichkeit und der vierten, der Realität dar, sie sind Produkte der mehrfachen Funktion des Ichs.[21] Als solche wurden sie in einer sukzessiven Entwicklung während Latenz und Pubertät aufgebaut.

Anders der Sexualakt. Gelegentlich des Unterganges des Ödipuskomplexes wurde die Sexualität *en bloc* verworfen. Die einzelnen Anteile der sexuellen Strebungen konnten nur in abgewandelter Form zum Ausdruck kommen. Diese abgewandelten Formen sind eben jene, die wir vorhin als Produkte der mehrfachen Funktion des Ichs bezeichneten.

Anläßlich des hormonalen Schubes der Pubertät jedoch erscheinen die sexuellen Strebungen in ihrer ursprünglichen Form wieder und setzen sich im günstigen, von uns als normal bezeichneten Falle durch. Wodurch wird diese Durchsetzung ermöglicht? Einerseits durch die Verstärkung des Druckes infolge der hormonalen Veränderungen, andererseits infolge einer Läuterung der sexuellen Strebungen. Diese Läuterung hatte während der Latenz durch eben jenen Prozeß der vielfachen Umwandlungen sexueller Partialtriebe stattgefunden. In allererster Linie wurden die sexuellen Stre=bungen von den inzestuösen Objekten abgelenkt. Nunmehr auf nicht inze=stuöse Objekte gerichtet, kann die sexuelle Strebung den Forderungen des Über=Ichs genügen. Überdies hat sie unter dem Primat der Genitalität die einzelnen Triebanteile in sich vereinigt; wiederum sind auch dieses geläuterte Triebanteile, deren Ziele sehr wesentlich gemildert erscheinen, da sie ja in=zwischen einen Teil ihrer Kraft an während der Latenzzeit umgewandelte Ziele abgegeben haben. An all diesen Komponenten haftet, wie wir vorhin erläutert haben, die Wiederholung, die mit all den Partialtrieben wie auch mit dem Sexualtriebe verschränkt ist. In eben jenem Ausmaße, wie vom Über=Ich die Sexualität gestattet wird, ist es auch die dazugehörige Wiederholung. So wird die gestattete Wiederholung zu einem notwendigen, erwünschten, vom Über=Ich bejahten und daher vom Ich nicht abgelehnten Anteil des Sexualaktes.

Kehren wir nun zu den Abwehrmaßnahmen zurück, die das Ich der Wiederholung entgegensetzt. Wir sahen, daß es der der Wiederholung an=haftende Charakter der Universalität ist, welcher besonders zahlreiche Ab=wehr= und Entstellungsmaßnahmen erzwingt. Diese Abwehr ist in der Denk=

[21]) Vgl. Wälder: Das Prinzip der mehrfachen Funktion. Int. Ztschr. f. Psa., Bd. XIV, 1928.

sphäre besonders streng, denn in der nachödipalen Periode gestattet das Über-Ich, da es ja die Phantasietätigkeit abwehrt, das Denken nur in einer Form, die kausal, realitätsgerecht, zielgerichtet ist. Die Wiederholung wird als ziel- und zwecklos, als nicht realitätsangepaßt entlarvt.[22] Man verwirft sie also als kindisch, primitiv, unkünstlerisch, kitschig und schließlich als langweilig.[23]

Diese Ableitung zeigt, daß die Langeweile zu einer Form der Abwehr werden kann. Wenn die Wiederholung trotz dieser Einwände des Individuums von ihm erduldet werden muß, so wird es gereizt, nervös und schließlich wütend. Vor Fremdem, vor unliebsamen Überraschungen, vor Gefährlichem bewahrt zu bleiben, ist die Sicherheit, die das Kind in der Wiederholung findet; doch diese Gewißheit des Beschütztseins durch Bekanntes beim Kinde hat sich beim Erwachsenen gewandelt in die Gewißheit der unliebsamen Gefährdung durch bekannte, begehrte, aber verpönte Ver-

22) Wir können nun den Erwägungen, welche wir der Lachschen Meinung über die Ähnlichkeit des musikalischen und mathematischen Denkens entgegenhielten, noch eine weitere hinzufügen. Die Entlarvung der Wiederholung als eines ziel- und zwecklosen, nicht realitätsangepaßten Verhaltens gibt uns die Möglichkeit dazu. Denn die Musik erbringt ihre Rechtfertigung durch ihren künstlerischen Wert, indes die Mathematik durch ihre Zweckmäßigkeit, ihre Verifikation durch die Realität gerechtfertigt wird. Infolgedessen wird die Wiederholung in der Musik durch ihren künstlerischen Wert entschuldigt werden. In der Mathematik, in der zielgerichtete Zweckmäßigkeit die Form bestimmt, hat die Wiederholung keinen Platz. So unterscheiden sich also die beiden prinzipiell voneinander.

23) Hier ist der Ort, um die Befunde der eingangs zitierten Arbeiten Fenichels und Wintersteins mit unseren Ergebnissen zu konfrontieren. Winterstein meint, daß das Bedürfnis nach neuen Reizen libidoökonomisch auf der Verstärkung der destruktiven Komponente neben der oralen Komponente beruht und daß die Langeweile ein unbefriedigter Reizhunger ist. Fenichel weist mit Recht darauf hin, daß bei wirklicher Langeweile eine Hemmung nicht nur des Betätigungsdranges vorhanden ist, sondern eben auch eine Hemmung, die gesuchten neuen Reize anzunehmen. Hier deckt sich der Fenichelsche Befund mit unserer Meinung, denn wenn sich der Sonderfall — Langeweile wegen Wiederholung — einstellt, lehnt man ja eine bestimmte Form des Reizes ab, weil sie nicht ichgerecht ist. Man sucht dann nach äußerer Anregung, um einer unerwünschten inneren Anregung zu entgehen. Darauf weist auch Fenichel mit der Bemerkung hin, daß, wer sich langweilt, Onanieversuchung fürchtet und durch Zerstreuung bekämpfen will oder aber zur Onanie greifen wird, um der lästigen Triebspannung zu entgehen. Wir würden hier ergänzen, daß das Ziel dieser lästigen Triebspannung unbewußt ist und daß unter solchen Umständen selbst die Onanie gut genug ist, um dem drängenden unbewußten Ziele zu entgehen.

Fenichel führt die Langeweile auf Erregungszustände der Kindheit zurück, die sich bei monotonen Reizen einstellen, weil diese wahrscheinlich der Urszene und der erwarteten Wiederholung derselben entsprechen. Er faßt daher prinzipiell die Langeweile als eine Äußerungsform der Libidostauung auf. Diese Auffassung deckt sich weitgehend mit der unseren, denn in dem speziellen Fall der Langeweile bei Wiederholungen haben wir es tatsächlich mit einer Libidostauung zu tun, da die frühkindliche Lust an der Wiederholung ja von den Erwachsenen verworfen wird, zu keiner Abfuhr gelangt und auf diese Weise gestaut werden muß.

führung. So ist hier, in der Verteidigung gegen einstige und nicht mehr erlaubte Lust, die Langeweile zur Hüterin der Moral geworden.

Dem wachsenden Zusammenschluß der Partialtriebe unter dem Primat der Genitalität, der Domestizierung des Destruktionstriebes durch Verschmelzung mit Erostrieben, dem realitätsgerechten Verzicht auf die Es-Wünsche zugunsten der zivilisationsgeforderten Sozialanpassung — der Moral — fällt die Wiederholung zum Opfer.

Die Gegenprobe für dieses Argument läßt sich leicht erbringen. Verfolgen wir die uns so wohlbekannte Reihe neurotischer Erkrankungen entsprechend der Tiefe der damit verbundenen Libidoregression und untersuchen wir, wie sich die Wiederholung in diesem Zusammenhange verhält.

Je weiter die Regression geht, desto mehr steht die Wiederholung im Vordergrund der Erscheinungen. Bei den einfachsten Neurosen, etwa der Hysterie, macht sich der Unterschied gegen den Normalen noch verhältnismäßig wenig bemerkbar. Die Wiederholung beschränkt sich im wesentlichen auf das regelmäßige Auftreten eines Körpersymptoms unter gleichbleibenden Bedingungen, bei bestimmten auf die sexuelle Sphäre bezogenen Reizen, sowie auf ein häufigeres Auftreten von dem, was wir vorhin als „Unarten" beschrieben.

Bereits bei der Zwangsneurose, die im Gegensatz zur Hysterie hinter die genitale Phase regrediert, ist das Zwangszeremoniell eine ungemein eindrucksvolle Form der Wiederholung und besonders auffällig wird hier, wie in der Abwehr das Abzuwehrende durchbricht. Nach dem vorhin von uns Gesagten äußert sich in diesem Falle sehr klar das Abzuwehrende nicht nur in den Inhalten des zwangsneurotischen Zeremoniells, sondern eben in seiner Form, in der Wiederholung.

Vernachlässigen wir der Kürze halber einige der nächsten Etappen der Regression, die Paranoia und Melancholie, wo wir dieselben Feststellungen machen könnten, aber allzu umständliche Ausführungen erforderlich wären. Gehen wir direkt zur tiefsten Regression, zur Schizophrenie. Hier ist der Zerfall der Persönlichkeit vollkommen, die Scheidewand zwischen Ich und Es verloren gegangen. Das Es überflutet das Ich, keinerlei Über-Ich-Forderung hemmt mehr die Befriedigung verpönt gewesener Es-Wünsche und in allen möglichen Formen der Wiederholung, in Verbigerationen, Echolalien, Stereotypien etc. lebt sich hemmungslos, von keiner Langeweile gestört, der Drang nach lustvoller Wiederholung aus. Die Persönlichkeit ist in der Stufenleiter bis zum Säugling regrediert; die von der Kastrationsangst erzwungene Über-Ich-Moral ist vernichtet und vermag die Lust an der Wiederholung nicht mehr durch eine Entwertung mit Hilfe der Langeweile zu beeinflussen.

Auf derselben Stufe finden wir das Tier. Über-Ich-los und amoralisch vermag es, sich unbegrenzt der Wiederholung hinzugeben und daraus Lust zu beziehen.

Diese Dreiheit des Säuglings, des Tieres und des Schizophrenen offenbart uns, daß die in der Kunst gestattete Wiederholung, daß Rhythmus, Reim, Refrain Abkömmlinge der Morallosigkeit sind. Die strengen Gesetze, die diese Formen vorschreiben und lenken, sind nur Fassade. Diese Gesetze, diese Formen, gerechtfertigt durch ihren Wert, gestattet infolge ihrer Schönheit, verbergen einen fragwürdigen, einen infantilen Ursprung: den Mangel an Hemmung, die Zuchtlosigkeit, das Chaos.

Literaturverzeichnis:

K. Bücher: Arbeit und Rhythmus. Leipzig, 1909.
Ch. Bühler: Kindheit und Jugend. Leipzig, 1931.
Bühler-Hetzer-Mabel: Die Affektwirksamkeit von Fremdheitseindrücken im ersten Lebensjahre, Ztschr. f. Psychol. 107, 1928.
K. Bühler: Die geistige Entwicklung des Kindes. Jena, 1924.
O. Fenichel: Psychologie der Langeweile. Imago, Bd. XX, 1934, S. 270.
S. Ferenczi: Versuch einer Genitaltheorie. Int. Psa. Verl., Wien, 1924.
A. Freud: Das Ich und die Abwehrmechanismen. Int. Psa. Verl., Wien, 1936.
S. Freud: Hemmung, Symptom und Angst. Ges. Schr., Bd. XI.
— Die Widerstände gegen die Psychoanalyse. Ges. Schr., Bd. XI.
— Zukunft einer Illusion. Ges. Schr., Bd. XI.
— Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie. Ges. Schr., Bd. V.
K. Goldstein: Beobachtungen über die Veränderung des Gesamtverhaltens bei Gehirnschädigung. Monatsschr. f. Psychiatrie u. Neurologie, 68, 1928.
S. Hollós: Der Zeitbegriff. Imago, Bd. VIII, 1922.
Jersild u. Holmes: Methods of overcoming children's fears. Journal of Psychology, 1935/36, Nr. 1.
E. Kris: Zur Psychologie der Karikatur. Imago, Bd. XXI, 1935.
R. Lach: Das Konstruktionsprinzip der Wiederholung in Musik, Sprache und Literatur. Sitzungsbericht der Akademie der Wissenschaften Wien, 1925, S. 201.
D. Mosonyi: Über die irrationalen Grundlagen der Musik. Imago, Bd. XXI, 1935.
R. Spitz: Die Dreizahl. Imago, Bd. X, 1924.
R. Wälder: Das Prinzip der mehrfachen Funktion. Int. Ztschr. f. Psa., Bd. XIV, 1928.
A. Winterstein: Angst vor dem Neuen, Neugier und Langeweile. Psa. Bewegung, Bd. II, 1930, S. 540.

Zur Revision der Bioanalyse

Von

Siegfried Bernfeld

London

Unter allen „Anwendungen der Psychoanalyse" ist die auf die Biologie nicht nur am meisten problematisch geblieben, sondern auch von den Analytikern selbst am wenigsten gepflegt. Dies ist begreiflich genug, weil die Bestrebungen jung und ihre Schwierigkeiten besonders groß und eigenartig sind. Andererseits hat die Bioanalyse, um das Wort Ferenczis für diese von ihm entscheidend beeinflußte Richtung zu verwenden, so gewichtige Förderung erfahren, so intensive Hoffnungen haften an ihr, und sie betreffen ein so überaus interessantes und wichtiges Gebiet, daß eine geordnete Zusammenstellung der vorliegenden Bruchstücke gewiß erwünscht wäre. Schilder[1] hat vor einiger Zeit einen sehr anregenden Katalog von Problemen, bei denen die Ferenczische oder eine ihr nah verwandte Betrachtungsweise anwendbar zu sein scheint, in eine Untersuchung der Beziehungen zwischen „Psychoanalyse und Biologie" eingeschaltet. Ein Sammelreferat zu geben, war nicht seine Absicht. Sein Aufsatz macht ein solches auch nicht überflüssig, aber es wird an ihm sehr deutlich sichtbar, wie jede Annäherung an bioanalytische Erörterung sogleich zu der Frage nach dem Sinn, der Natur und Zulässigkeit jener Analogien führt, von denen alle psychoanalytischen Arbeiten „über Biologie" durchzogen sind. Ein vollständiger Bericht über sie fördert uns daher nur dann erheblich, wenn er diese ihre Grundlage ausreichend diskutiert.

Ferenczi hat sehr wohl gewußt, daß Analogien kein gesichertes Fundament abgeben, und hat nicht versäumt, seiner Methode wissenschaftliche Sorgfalt zu widmen. Die Skizzierung des vollendeten Plans der neuen Wissenschaft, die er in genialer Intuition erfaßt hatte, fesselte und entzückte ihn aber so sehr, daß er diese neue Welt erst einmal ganz durchmessen haben wollte und die gründliche Kritik ihrer Grundlagen für eine spätere Zeit aufhob. Das ist nicht nur allzu verständlich, sondern auch in jeder Hinsicht berechtigt. Die Brauchbarkeit eines Vehikels prüft man endgültig erst im Fahren. Die gedachte Darstellung der bioanalytischen Fahrversuche würde zeigen, daß man mit der Bioanalyse doch nicht so schnell und weit, nicht so sicher und zielfest, kurz nicht so gut reist, als man möchte. Dies kritisch festzustellen, ist leicht; es läßt milden Entschuldigungen und strengen Verwerfungen breiten Raum; es nützt aber wenig. An jeder Stelle, an der sich

1) Schilder: Psychoanalyse und Biologie. Imago, Bd. XIX, 1933.

solche Kritik aufdrängt, wäre es vielmehr nötig, bis zur Basis des Mangels vorzudringen, also weder eine objektive Übersicht, noch eine Kritik, sondern eine Revision der Grundlagen der Bioanalyse vorzunehmen. An der Erfüllung dieser Aufgabe durch einen Beitrag mitzuarbeiten, versucht der folgende Aufsatz.

I. Die analerotische Biene.

In einem sympathisch geschriebenen und geistreich durchdachten Aufsatz wird ohne ausdrückliche Beziehung auf Ferenczis Bioanalyse auseinandergesetzt:

„. . . in Anbetracht der peinlichen Sauberkeit der Bienen, die lieber an tausenden von Verdauungsbeschwerden zugrunde gehen, als den Stock bei kalter Witterung zu beschmutzen, können wir füglich bei ihnen eine ausgiebige Regression ‚analerotischer' Art voraussetzen und darin auch eine zufriedenstellende Erklärung finden für ihr Honigsammeln, vielleicht sogar für die mathematische Exaktheit ihrer Zellen . . ."[2]

Vermutlich geht es den meisten Lesern wie mir. Eine imperative Abwehr macht sich bemerkbar und äußert sich in amüsierten oder ärgerlichen Reflexionen, die den dargelegten Gedanken, milde gesagt, für lächerlich und unsinnig erklären wollen. Der Autor jener Bemerkungen wird aber mit Recht darauf hinweisen dürfen, daß er doch nichts anderes getan habe, als eine freilich ungewohnte — also doch originelle — Analogie zwischen dem sozialen Leben fremdartiger Organismen und den uns wohlbekannten seelischen Vorgängen der Menschen aufzudecken. Sollte hier Widerstand im Spiele sein?

Verweilen wir also unter dem Druck dieses Verdachtes bei den analerotischen Bienen und sehen wir zu, welche guten Gründe wir gegen sie behalten, auch wenn wir dem Autor eine große Vorgabe einräumen. Sie sind Sammler. Sind unsere analytischen Kenntnisse auf die Organismen überhaupt übertragbar, so müßten die Bienen danach auch Sauberkeit, Genauigkeit und analerotische Tendenzen aufweisen. Und siehe da, ein Bienenkenner findet diese Züge. Eigentlich imponiert solche Bewährung der analytischen Charakterlehre durch eine zutreffende Voraussage so sehr, daß wir vielleicht doch bloß von Vorurteilen getrieben fragen, ob hier „mehr" als oberflächliche Analogie vorliege. Sogar die Prüfung durch Gegenbeweise erträgt Broughtons These. Die Hummeln sind schlampig und unsauber, aber sie sammeln auch nicht wie die Bienen.[2a] Und trotzdem gewinnen wir, selbst wenn wir

2) L. R. Delves Broughton: Vom Leben der Bienen und Termiten. Psychoanalytische Bemerkungen. Imago, Bd. XIV, 1928.

2a) Broughton bedient sich dieses Argumentes nicht.

uns Gewalt antun und die Deutung probeweise ganz ernst nehmen, merkwürdigerweise keinen faßbaren Wissenszuwachs. Über den analen Charakter erfahren wir nichts neues; über die Bienen im Grunde auch nicht.

Vielmehr bestürmen uns viele neue Fragen. Gibt es anale Lust bei den Insekten? Welche Schicksale hat sie? Wird sie bei manchen Gattungen durch anale Kindererziehung verdrängt? Wie sieht diese bei den Bienen, wie bei ihrer Königin, wie bei den Hummeln aus? Ein ganzes Bündel von Forschungsanweisungen ergibt sich sofort. Gesetzt, alle diese Fragen seien bisher unbeachtet geblieben und in ihrem Verfolg würden irgendwelche neue Fakten gewonnen, dann freilich gäbe es Wissenszuwachs. Aber eben dann erst. Er wäre in gewissem Sinn einer Anwendung der Psychoanalyse auf die Bienenforschung verdankt. Und damit haben wir längst bekannte Dinge auf einem daher nicht ganz unnützen Umweg erreicht. Selbstverständlich kann die Feststellung einer Analogie, auch einer sehr vagen, selbst einer unhaltbaren, die Forschung anregen und in Gang bringen. Sie selbst jedoch ist kein wissenschaftliches Ereignis und wird es auch durch Verwendung Freudscher Termini nicht. Dieser Anregungswert der Psychoanalyse (und der Bioanalyse) steht über jedem Zweifel und außer Diskussion. Ich will im folgenden ausschließlich die Frage untersuchen, was sie darüber hinaus geleistet hat oder bedeuten könnte.

Der Verfasser jenes Aufsatzes wird mit dieser Bewertung auch dann nicht ganz einverstanden sein, wenn man ihm versichert, daß sein Einfall interessant und witzig ist. Er meint, die Analerotik — oder an anderer Stelle: die Identifizierung — erkläre das Verhalten der Bienen. Und gegen diese Behauptung, so läßt sich jetzt präzisieren, richten sich die sehr wohl rechtfertigbaren Gründe unseres Widerstandes.

Wenn wir in der Analyse von Identifizierung, Über-Ich, Analerotik sprechen, so meinen wir bestimmte Beobachtungsfakten. Nicht als könnte man „Über-Ich" oder „anale Libido" wahrnehmen wie den Bienenflug oder das Analysensofa; sie sind gewiß Begriffe, aber sie beziehen sich in sehr einfacher Weise auf die Beobachtungen, die wir in den Analysenstunden machen. Man pflegt die Klasse von Phänomenen, um die es sich hier handelt, „innere" zu nennen und sie von den „äußeren", der Sauberkeit, dem Sammelverhalten, den Körperbewegungen, scharf zu sondern. In der Analyse des Menschen verschwindet in gewissem Sinn dieser tiefe Unterschied zwischen äußerem Behaviour und innerem Vorgang, weil wir diesen nicht minder schlicht „beobachten" als jenen. Das äußere Verhalten erfahren wir durch die Augen, das innere vermittels der Ohren. Wenn wir etwa irgendein Verhalten durch Identifizierung erklären, so meinen wir z. B., daß wir erfahren haben, jenes fragliche Verhalten und bestimmte „innere" Kindheits-

erlebnisse gehören in spezifischer Weise zusammen. Wir erklären also in der Psychoanalyse, selbstverständlich wie in jeder Wissenschaft, das Neue durch Bekanntes, durch grundsätzlich Beobachtbares.

In der „Bienenpsychoanalyse" wäre dies keineswegs ebenso. Die Sammeltätigkeit können wir wie alle äußeren Ereignisse beobachten; nicht aber die Identifizierung. Sie ist bei der Biene kein beobachtbarer innerer Vorgang, sondern eine „Hypothese". Ich will hier keineswegs rasch in der Streitfrage entscheiden, ob man aus behaviouristischen Fakten auf innere Vorgänge schließen darf oder nicht. Aber offenkundig ist der Komplex von Beobachtungstatsachen, der beim Menschen vorliegt und den wir Identifizierung nennen, etwas völlig anderes als die Hypothese „Identifizierung" bei den Bienen. Natürlich kann es sehr nützlich sein, solche Hypothese auszusprechen; aber sie ist noch keine Erklärung. Die intellektuelle Befriedigung, die wir aus der „Erklärung" eines Verhaltens durch eine unbeobachtbare Wesenheit — wie anale Lust oder Identifizierung bei der Biene — schöpfen, mag sehr groß sein, sie hat doch andere Natur und andere Bedeutung als die Erklärung eines beobachteten Verhaltens durch seine Verknüpfung mit einem anderen prinzipiell beobachtbaren Verhalten. Der Anschein einer Erklärung durch jene Psychoanalyse der Bienen ergibt sich, weil sie äquivalent ist der primitiven und so sehr einleuchtenden Überlegung: Mensch und Biene weisen verblüffende Ähnlichkeiten des Verhaltens auf; dies versteht sich, weil Mensch und Biene dasselbe „innere Seelenleben" haben. Eine Biologie, die diesen Satz für begründet halten könnte, wäre von großartiger Einfachheit. Der heutige Wissenschaftler hat jene Naivität verloren, die zu seiner Akzeptierung nötig wäre; er sehnt sich nach ihr zurück und ist leicht geneigt, sich an ihr zu freuen, wenn nur die primitive Blöße durch komplizierte Kunstworte bedeckt ist. Bienen mit Über-Ich und analerotischen Kompensationen sind aber leider nicht wissenschaftsfähiger als jene weisen, fleißigen und sauberen Menschen-Allegorien, die in der Fabel Bienengestalt annehmen und uns lehrhaft sagen: seid fleißig und ordentlich wie wir und bohnert eure Stuben.

Dennoch bleibt etwas Fesselndes an jener Aufstellung. Daß man auch bei den Insekten vom Sammeln auf Sauberkeit und Genauigkeit schließen kann, dies ist so sonderbar, daß man sich mit dem Faktum doch noch einen Augenblick lang beschäftigen will. Bis in alle Einzelheiten bietet der Bienenstock die Physiognomie eines „analerotisch" bestimmten Haushalts. Broughton hat eine höchst eindrucksvolle Ähnlichkeit aufgedeckt. Wir begegnen hier der sehr ernsten — wie wir noch sehen werden für die ganze Bioanalyse bedeutsamen — Frage, was man mit solcher Ähnlichkeit wissenschaftlich anzufangen hat, in einer Form, die eine erste Antwort leicht macht.

Man wird sich nämlich klar darüber werden wollen, worin diese Ähnlichkeit nüchtern und objektiv besteht. Inwiefern ist es z. B. mehr als Ausdrucksarmut, wenn wir die Biene eine Sammlerin heißen? Wir haben nicht das Gefühl, dies Wort sei bloß eine Metapher; es scheint uns nicht übel zum wirklichen Sachverhalt zu passen. Ich kann aber auch von Hamstern, von Aufspeichern, von Voraussicht und Sorge sprechen. Und indem ich diese Worte versuche, finde ich sie eigentlich noch viel treffender. Die Biene erscheint mir nun als Melancholikerin, die zu verhungern fürchtet. Dann ist aber mit ihrer Genauigkeit und Sauberkeit wenig anzufangen. Andererseits bleibt das Wort „Sammeln", das unser Autor gebraucht, suggestiv.

Diese Unentschiedenheit müssen wir zum Glück nicht liquidieren; sie dient uns als Warnung. Das Verhalten der Biene ist vieldeutig. Ich kann in ihm Züge der Physiognomie „Sammeln" und die der Physiognomie „Hamstern" sehen. Es vermag verschiedene, sogar einander widersprechende, physiognomische Eindrücke zu vermitteln. Und alles hängt davon ab, welchem von ihnen ich mich hingeben will, welchen ich in seine Einzelheiten ausarbeite; denn man kann einen physiognomischen Gesamttatbestand nicht aus seinen einzelnen Zügen erraten. Vielmehr sind die Einzelzüge erst deutbar, wenn eine Gesamtsituation vorausgegeben ist. Es gilt dies schon für die Physiognomik im engsten Sinn, die Gesichtsmimik, wie Kris vor kurzem darlegte.[3] Umsomehr für jene komplexeren Verhaltensweisen, die ich eben in etwas erweitertem Sinn physiognomische nannte. Es gibt keinen isolierten Tatbestand Sammeln, Sauberkeit . . . Was Sammeln ist, weiß ich nur z. B. im Zusammenhang mit seinem Gegensatz Verstreuen. Sauberkeit bestimmt sich bloß zugleich mit Unsauberkeit. In der Lehre von der Analerotik wird dies durchaus nicht übersehen. Was bei den Bienen Verstreuen, was bei ihnen Unsauberkeit bedeuten mag, wüßte ich nicht zu sagen. Es ist nicht unmöglich, daß sich solche Begriffe auch auf sie anwenden ließen. Dies müßte aber klar sein, ehe von ihrer Analerotik die Rede sein könnte. Denn ein Wesen, das nur sauber ist, das nur sammelt, ist überhaupt weder sauber noch ein Sammler, und erst recht nicht, wenn alle seine Artgenossen gleicherweise einförmig leben.

Die faszinierende Ähnlichkeit zwischen Biene und Mensch, die im Namen der Psychoanalyse von Broughton vorgezaubert wird, ist danach vorerst keine biologische, nicht einmal eine tierpsychologische Angelegenheit. Daß die Biene geeignet ist, menschliches Verhalten, menschliche Werte zu allegorisieren, lehren die Fabeln, lehrt der Traum und manches abseitige

3) Kris: Bemerkungen über das Lachen. Vortrag, gehalten auf dem XIV. Internationalen Psychoanalytischen Kongreß in Marienbad, am 3. August 1936. Vgl. Int. Ztschr. f. Psa., Bd. XXIII, 1937, S. 168.

Kapitel der Kulturgeschichte. Die „psychoanalytischen Bemerkungen zum Leben der Bienen und Termiten", die uns hier beispielshalber so ausführlich beschäftigen, weisen, so scheint mir, was freilich interessant genug ist, bloß nach, daß alle Elemente, die nach der Entdeckung Freuds zum analen Charakterensemble gehören, als physiognomische Einzelzüge im Bienenleben vorkommen, obwohl nur je eines oder das andere in der Allegorie unterstrichen ist. Dies ist ein Beitrag zum fast gar nicht erforschten Thema menschlicher Psychologie, das man „Mensch und Tier" oder Tierphysiognomik nennen könnte. In die Biologie könnte es bloß dann gehören, wenn der physiognomische Eindruck, den Tiere auf uns machen, unmittelbar als Ausdruck eines inneren, dem unseren ähnlichen Seelenleben gedeutet wird. Mit dieser primitiven Deutung gewinnen wir aber keine neue Erkenntnis, sondern bekommen bloß zurück, was wir selbst eingezahlt hatten.

Es ließe sich vielleicht einwenden, solche Erörterung treffe zwar die alte anthropomorphe Tierpsychologie, aber nicht die psychoanalytische; diese führe ein neues Kriterium der Ähnlichkeit, den ähnlichen Mechanismus, ein. Dies wäre freilich ein anderer Fall. Wir werden ihn sogleich an Hand anderer Insektenstudien diskutieren. Broughton bietet ihn nicht. Er hätte zu zeigen, daß die neugeborene Biene sich anal betätigt, keine Sammlerin, kein Muster an Fleiß, Sauberkeit und Genauigkeit ist, und daß erst mit Unterdrückung dieses primären Verhaltens das bekannte, musterhafte Bienenleben einsetzt. Ein Hinweis auf die Asexualität der Arbeitsbiene tut hier nichts zur Sache, weil ja der anale Charakter nach Freuds Meinung nicht aus verdrängter genitaler, sondern analer Libido entsteht. Dieser genetische Gesichtspunkt fehlt bei Broughton.

Wenn ich so dem Mißtrauen gegen physiognomische Eindrücke das Wort rede, so will ich durchaus nicht die tiefe Gemeinsamkeit leugnen, die die ungeheure Mannigfaltigkeit der lebenden Wesen verbindet, und ich meine durchaus nicht, daß sie bloße Einbildung, unerlaubte anthropomorphe Projektion sei; ich meine nicht einmal, daß die Naturwissenschaft sie in ihrem Betriebe einzuklammern habe. Im Gegenteil scheint sie mir ein sehr wichtiger Gegenstand der Forschung zu sein. Weder der gekränkte Narzißmus des „einzigartigen menschlichen Geistes", noch das Schuldgefühl darüber, daß wir Tiere töten und essen, darf uns daran hindern, uns dieses Stoffes zu bemächtigen. Aber die volle Hingabe an archaische Wünsche und Überzeugungen, an die Analogie, ist andererseits keine geeignete Methode, geprüftes Wissen zu schaffen, was die bescheidene, beschränkte, aber unersetzliche Funktion der Wissenschaft bleibt.

Die Bedenken gegen die analerotische Biene wollen auch nicht etwa in Verbote münden, wie: man darf Tierpsychologie nicht mit Bewußtseins-

hypostasierung, also nicht unbehaviouristisch betreiben; man darf Psychoanalyse nicht auf Tiere anwenden; man darf nicht psychologisch, nicht physiognomisch, nicht animistisch verfahren; sondern in die Frage: wie macht man es mit den unbezweifelbaren, allverbreiteten Ähnlichkeiten in der organischen Natur, daß sie uns Wissen bringen, und nicht bloß dessen Anschein und die „Wollust der Synthese", die Novalis besingt.

II. Verdrängende Ameisen.

Ebenfalls an staatenbildenden Insekten, an den Ameisen, studiert Brun „Biologische Parallelen zu Freuds Trieblehre".[4] Als Ergebnis seiner „experimentellen Beiträge zur Dynamik und Ökonomie des Triebkonflikts" formuliert er, daß die

„Gesichtspunkte der metapsychologischen Trieblehre von Freud sich nicht nur für die menschliche Triebpsychologie, sondern für den feineren Aufbau des Trieblebens überhaupt als grundlegend erweisen . . . Insbesondere kommt . . . den dynamischen und ökonomischen Prinzipien die Dignität allgemeinster biologischer Gesetze zu. . . . Auch die spezifischen ökonomischen Triebschicksale, welche gehemmte, respektive verdrängte Triebe nach Freud erfahren, lassen sich . . . selbst bei den Insekten . . . alle — die spezifischen Mechanismen der direkten Abfuhr gestauter Libido . . . die Regression . . . der Verschiebungsersatz (Ersatzbefriedigung), die Reaktionsbildung, ja selbst die Sublimierung — wiederfinden."[5]

Stichproben aus dem Leben der Ameisen, aus Sherringtons Experimenten über Reflexe und aus der Phylogenie der Ameisen sind kaum ausreichend, um dies Ergebnis in solcher Allgemeinheit für erreicht zu erklären. Sie sind aber sehr lehrreich für das Studium der Wege, auf denen die Anwendung der Psychoanalyse auf die Biologie versucht wird.

„Wenn man neben einem Nest von *Formica rufa* einen Sack voll Ameisen der gleichen Art, aber fremder Staatsangehörigkeit ausleert, so entbrennt sofort ein erbitterter Kampf, der in der Regel mit der völligen Vernichtung der einen Partei endet. Gibt man aber den Neuankömmlingen eine reichliche Mitgift an Brut (Larven oder Puppen) mit, so ist der Kampf von vornherein schwächer und endet schließlich in der Mehrzahl der Fälle mit einer Allianz zwischen beiden Parteien, da die meisten Ameisen, anstatt zu kämpfen, sich eifrigst damit beschäftigen, die Brut in Sicherheit zu bringen . . Die experimentelle Untersuchung der Ameisen lehrt ausnahmslos, daß der eine der beiden mit einander in Konflikt geratenen Triebe den anderen restlos zu unterdrücken (zu hemmen) scheint, und zwar scheint in der Regel der phylo- und ontogenetisch ältere (primordiale) Trieb, gegenüber dem phylogenetisch jüngeren, . . . zu unterliegen."[6]

4) Imago, Bd. XII, 1926.
5) Brun, l. c., S. 168 f.
6) Brun, l. c., S. 156.

Die Parallele zur Psychoanalyse begründet sich danach so:

„Die Ergebnisse der Biologie stehen im besten Einklang mit der Erfahrung der Psychoanalyse, nach welcher auch beim neurotischen Triebkonflikt es regelmäßig die primordialen sexuellen Triebregungen sind, welche gegenüber den Anforderungen der kulturellen Sekundärtriebe zunächst unterliegen und der Verdrängung verfallen."[7]

In welcher Weise nun die Reflexologie und allerhand wichtige entomologische Einzelheiten in die Betrachtung einbezogen und einige Unebenheiten geglättet werden, liest sich in der Arbeit Bruns bequem nach. Die Probe zeigt deutlich genug, daß in ihr von physiognomischen Ähnlichkeiten offenbar keine Rede ist. So wenig, daß man fast sagen möchte, nur auf Kosten einer völligen Verarmung des Begriffs der Verdrängung, seiner Entleerung von allen wesentlichen Merkmalen sei die Möglichkeit jener Parallele erkauft. Durch alle Beispiele, die dann — jedes mindestens instruktiv — für die verschiedenen Triebschicksale beigebracht werden, befestigt sich der Eindruck, hier werde gewiß nicht zuviel in die Tiere hineingesehen, aber bei den psychoanalytischen Fakten werde von soviel abgesehen, daß man sich der Anerkennung dieser Analogien fast verweigern möchte.

Vielleicht steht Brun selbst unter diesem Eindruck und spricht unverbindlich von Parallelen, indes er etwas sehr Verbindliches vorhat. Es handelt sich ihm um biologische Gesetze und er prüft, ob auf dem Gebiet der Ameisenforschung und dem der Psychoanalyse dieselben Gesetze gelten. Bei dieser Wendung der Frage ist aber jene eigentümliche Entleerung der psychoanalytischen Begriffe nicht allein kein Fehler in der Sache, sondern sogar eine notwendige Voraussetzung des Erfolges. Hier werden ja nicht mehr Eigenschaften der Tiere mit Charakterzügen der Menschen verglichen, sondern Gesetze, die von einer Wissenschaft formuliert wurden, sollen mit denen einer anderen Wissenschaft konfrontiert werden. Und dies erfordert von vornherein weitgehende Abstraktionen.

Das Wort Gesetz ist dabei ebenso anspruchsvoll wie das Wort Wissenschaft ungeschickt. So anspruchslos wie möglich geht es darum, daß wir unser methodisches Wissen auf Beobachtungen gründen, die wir durch gewisse Beobachtungsmittel unter bestimmten Beobachtungsbedingungen gewannen. Diese Mittel und Bedingungen bestimmen entscheidender als die Gegenstände der Beobachtung die Grenzen einer Disziplin. So gehören denn die Ameisen, die wir im Formikarium halten, denen wir gewisse Hindernisse in den Weg legen, denen wir experimentell Konflikte stiften und deren Körper- und Gliederbewegungen wir dabei sorgfältig registrieren, einer anderen „Wissenschaft" an als die Menschen, die auf dem Analysensofa liegen

7) Brun, l. c., S. 156.

und von ihren eigenen Leiden, Träumen und Leben erzählen, auf die wir wirken und denen wir helfen wollen. Gewisse Regelmäßigkeiten, die an den Beobachtungen in einer solchen Wissenschaft auffallen, bekommen den sehr auszeichnenden Titel von Gesetzen. Man mag von ihnen, ihrem Wert und ihrer Natur denken, was man will, sie bleiben abhängig von den Mitteln und Bedingungen, in denen sie gewonnen werden. D. h. sie gelten zunächst nur für eine Disziplin und sind mit den Gesetzen anderer Disziplinen vorerst gar nicht vergleichbar. Um Gesetze auszusprechen, die über die Grenze einer solchen — wie man sieht: sehr engherzig definierten — Wissenschaft hinausreichen, braucht es eines besonderen Verfahrens, einer eigenen theoretischen Disziplin, die Ausdrücke und Formeln findet, welche die Gesetze jener zwei Wissenschaften übergreifen, sie zum Beispiel als spezielle Fälle eines allgemeinen Satzes ableiten lassen. Diese theoretische Disziplin bedient sich in der gesamten Naturwissenschaft der Mathematik. Die an sich untereinander unvergleichbaren Gesetze der Wissenschaften werden vergleichbar, wenn sie und soweit sie sich mathematisch formulieren lassen.

Brun verfährt im Sinne solcher theoretischen Disziplin — ohne darüber zu reflektieren. Die Ameisenkämpfer im Konflikt mit ihrem Brutinstinkt und die Verdrängung, also das hysterische Symptom des Patienten X und dessen Analyse sind einander durchaus nicht ähnlich. Die Ameisen verdrängen nicht und der hysterische Patient zeigt keine Folge bedingter Reflexe. Es handelt sich nun darum, ein *tertium comparationis* zu finden, das Ameisenkampf und hysterische Symptombildung überhaupt erst vergleichbar macht. Dies leistet Freuds Triebbegriff. Und zwar ganz ohne Mathematik. Daß aber hinter ihm etwas Mathematikartiges lauert, zeigt nicht erst die eigenartige Formulierung, die Brun ihm gibt:

„Der dynamische Gesichtspunkt... besagt nämlich im Wesentlichen, daß... die einer Triebregung zugehörige Erregungsgröße . . . konstant bleibt.“[8]

Wenn wir die Abstraktion bewußt noch einen Schritt weiter treiben, so können wir uns Bruns Verfahren und die Funktion der Freudschen Trieblehre leicht deutlich machen. Bei Bruns Ameisen und dem hysterischen Patienten ist gewiß das folgende „gleich“, so sehr sie sich im übrigen unähnlich sein mögen: „Etwas“ ist da; dies „Etwas“ verschwindet; es tritt nun ein Ereignis ein, das den Beobachter zur Annahme zwingt, jenes Etwas sei nicht völlig verschwunden gewesen, es sei wirksam geblieben, obwohl es nicht sichtbar war. Dieser Satz klingt recht ungeschickt und recht lächerlich. Könnten wir einen mathematischen Ausdruck an seine Stelle setzen, so würde er nicht nur sehr geheimnisvoll und würdig erscheinen, sondern

8) Brun, l. c., S. 153.

sich auch sehr viel genauer und bequemer handhaben lassen. Er tut uns abe eine kurze Weile lang auch in diesem Gewande guten logischen Dienst. Da Verhalten der Ameise läßt sich beschreiben, wenn wir in jenen Satz wie ir eine mathematische Formel für „Etwas“: ‚Kampfinstinkt‘ einsetzen; eir wichtiges Bruchstück aus der Analyse einer Hysterie, wenn wir für „Etwas“ ‚infantil-sexueller Wunsch‘ setzen. Bloß der gute Geschmack hindert uns ir Ernst, jenen unbeholfenen Satz „Gesetz A“ zu nennen, was ich zu Demonstrationszwecken tue. Wir können so sinn- und gehaltvoll sagen: Ameise und Hysterie stehen beide unter der Herrschaft des Gesetzes A.

Weniger fremdartig wäre es, dieses Gesetz A kurz als „die Verdrängung“ anzusprechen. Aber es ist weder so korrekt noch so nützlich. Dies zeigt sich leicht an den Chromosomen. Schon 1914 hat Ortvay in einer kurzen Notiz[9] auf die „formale Ähnlichkeit“ zwischen der Verdrängung und den Dominanzerscheinungen der Gene hingewiesen. Wenn wir von der Verdrängung eines Gens sprächen, würden wir uns dessen bewußt sein, daß wir das Wort uneigentlich gebrauchen; während wir mit bestem Gewissen von der Verdrängung eines Ameiseninstinktes reden. In diesem Fall halten wir uns nämlich für berechtigt, die Fülle des Gehalts mitzudenken, die das Wort in der Analyse hat, in jenem aber scheint uns eine abstrakte Formähnlichkeit vorzuliegen. Erst recht wäre das Wort Verdrängung bei anorganischen Vorgängen, die nach Gesetz A ablaufen, bloß eine wertlose Metapher. Aber mit dieser Leiter von „eigentlicher Verdrängung“ bei Hysterie und Ameise, „uneigentlicher“ bei den Chromosomen und dem bloßen „Bild“ bei anorganischen Vorgängen, geht die Präzision wieder verloren, die wir eben erreicht zu haben glaubten. Allen diesen Vorgängen ist tatsächlich etwas gemeinsam, jenseits der Frage, wodurch sie sich unterscheiden mögen, und unabhängig davon, was diese Gemeinsamkeit „sonst noch“ in welcher Beziehung immer bedeuten könnte: sie verlaufen nach Gesetz A. Es gibt eine Strukturähnlichkeit zwischen ihnen.

Das mag wenig sein, aber Brun weist nicht mehr nach als eben dies, daß es Strukturähnlichkeiten zwischen dem Verhalten von Tieren und der neurotischen Symptombildung gibt. Er zeigt keineswegs, daß die Ameisen verdrängen, wenn dieses Wort mehr umfassen soll, als „nach Gesetz A verlaufend.“ Die zwischen Ameise und Patient so nachgewiesene Ähnlichkeit ist nicht „größer“ als die zwischen Symptombildung und Gendominanz. Wenn uns trotzdem die „Verdrängung“ bei den Ameisen der bei den Menschen ähnlicher zu sein scheint als die der Chromosomen, so hat das seinen sehr guten Grund darin, daß das ganze Ameisenverhalten, wie die verschie-

9) Int. Ztschr. f. Psa., Bd. II, 1914.

denen Stichproben Bruns wohl versprechen, sein Strukturschema in der Trieblehre Freuds finden wird. Für Ameisen und Patienten lassen sich nicht nur Gesetz A, sondern noch viele andere als gemeinsam nachweisen, wenn Brun recht hat; für Chromosomen und Menschen vielleicht bloß dieses eine. Wir würden danach in unserer, hier einen Absatz lang bevorzugten mathematikartigen Redeweise sagen, Brun erweise das Verhalten seiner *Formica rufa* und die hysterische Symptombildung je als Fälle des Gesetzes A.

Sein Verfahren läuft demnach im Grunde auf das der theoretischen Disziplinen der Naturwissenschaften hinaus. Die Gesetze der Neurosenlehre und der Ameisen-Behaviouristik werden miteinander verglichen, indem sie auf einen gemeinsamen Ausdruck gebracht werden. Ob man diesen Ausdruck „Gesetz A" oder „Verdrängung" nennen will, ist nun gewiß nicht wichtig, wenn man sich nur deutlich gemacht hat, daß hier die Verdrängung und ein Ameisenbehaviour mit Hilfe eines Dritten auf ihre Stukturähnlichkeit geprüft werden. Dieses Dritte ist selbst weder Verdrängung noch Behaviour, sondern ein „Gesetz" oder, wie man besser sagt, das Modell einer Struktur.

Diese Arbeitsweise ist offenbar der Herstellung physiognomischer Gebilde entgegengesetzt. Um Ähnlichkeiten handelt es sich freilich beide Male. Aber das theoretische Verfahren verlangt ersichtlich die Aufstellung sehr einfacher, abstrakter Relationen als Modelle. Dies hat seine Nachteile, denen der Vorteil gegenübersteht, daß eindeutig und überprüfbar bestimmt wird, worin die festgestellte Ähnlichkeit eigentlich besteht. Die Behauptung „die Ameisen verdrängen" kann interessant, tiefsinnig, anregend sein; unser armes Modell der Verdrängung ist demgegenüber dürftig und langweilig. Aber es behauptet etwas Bestimmtes und will nicht mehr sagen, als es ausspricht. Es läßt sich kontrollieren und als richtig oder falsch erweisen, während „verdrängende Ameisen" ähnlich wie die analerotische Biene wesentlich mehr Einsicht versprechen, als sie halten können.

III. Romantische oder theoretische Biologie?

Indem ich hier in einer Reihenfolge, die sich erst am Ende selbst rechtfertigen soll, die Arbeiten durchgehe, die in irgendeinem Sinn Psychoanalyse auf die Biologie anzuwenden versuchen, fand ich bisher zwei verschiedene Weisen durch je ein Beispiel in unserer Literatur vertreten. Erstens die Aufdeckung physiognomischer Ähnlichkeiten, zweitens ein theoretisches Verfahren des Vergleichs von Gesetzen verschiedener Wissenschaften mit Hilfe von Strukturmodellen. Meine Sympathien gehören der zweiten und nicht der ersten Methode. Ich weiß nicht, ob ich den Leser davon überzeugen

könnte, daß diese Gunstverteilung der Fruchtbarkeit der Methoden entspringt. Aber ich weiß mich mit ihm darin einig, daß beide Typen weit hinter den sehr viel höheren Ambitionen zurückbleiben, die Ferenczis Bioanalyse erweckte und wachhält. Etwas Großes und Allumfassendes schwebt der Bioanalyse vor. Es lebt in ihr. Es weht einen aus ihr an und man hat es nicht leicht, sich der Emphase, dem Schwung ihrer Gedanken zu entziehen. Aber es ist unsere Aufgabe. Revision ist nun mal ein kleinliches, nörglerisches, jedenfalls ein nüchternes Geschäft.

„Ferenczi ist ein Romantiker unserer Wissenschaft und das Schicksal jedes Romantikers wird ihm zuteil, er muß interpretiert werden."[10] Schicksal der Interpretatoren ist aber, daß sie ihre Interpretation für die einzig mögliche halten, während die Notwendigkeit der Interpretation selbst die Möglichkeit verschiedener erweist. Auch Alexander ergeht es nicht anders. Er sieht die Bioanalyse im Zusammenhang mit der Kulturbewegung, die er „Entdeckung der Psyche", „Eroberung des Körpers durch die Seele" nennt, und bezieht sie in den Kampf gegen „Materialismus" und „19. Jahrhundert" ein. Temperamentvoll und überzeugend arbeitet er diese Physiognomie der Genitaltheorie Ferenczis aus. Man kann sie auf jeder Seite und übrigens in vielen anderen Schriften Ferenczis, in den meisten Arbeiten seiner Schüler, ja in der Psychoanalyse überhaupt wiederfinden. Ich möchte darum diese Deutung sehr ernst nehmen[10a] und zuerst gegen die „unkritischen Gedanken" Alexanders die kritische Bemerkung setzen, daß auf ihrem Boden Ferenczis Bioanalyse nicht als etwas Neues, nicht als bahnbrechende, wissenschaftgründende Tat, als die sie Alexander feiert, gewürdigt werden kann.

Natürlich ist es Alexander selbst nicht entgangen, daß manches vom Wesentlichen der Bioanalyse zu den „uralten Besitztümern des menschlichen Denkens" gehört. Man braucht aber nicht so tief in die Vergangenheit zu steigen, um die Neuheit des „Psychismus" zu bestreiten. Schon in der sogenannten romantischen Naturphilosophie finden wir nicht nur die psychistisch-animistische Tendenz, sondern die überwiegende Menge der konkreten Ideen und der allgemeinen Gesichtspunkte der Bioanalyse Ferenczis und seiner unmittelbaren Schüler, — gelegentlich geradezu bis in die Nuancen der Gedanken und ihres Pathos. Pfeifers Gestaltanalogien z. B. zwischen Organen und Lebewesen, durch die der Darm zum Wurm wird und daher zur bevorzugten Wohnstätte der Eingeweidewürmer, das Herz zum Cephalo-

10) F. Alexander: Einige unkritische Gedanken zu Ferenczis Genitaltheorie. Int. Ztschr. f. Psa., Bd. XII, 1925, S. 144.

10a) Alexander selbst hat heute vermutlich einen anderen Standpunkt als vor zwölf Jahren. Aber in dem hier zitierten Aufsatz gibt er einer Auffassung, die auch heute sehr verbreitet ist, so klar Ausdruck, daß man ihn wie ein objektives Dokument besprechen darf.

poden, die Milz zur Molluske[11] könnten bei Oken stehen. Freilich kannte jene Naturphilosophie noch nicht eigentlich den Begriff der Entwicklung, der Phylogenie, der im Zentrum der Bioanalyse steht. Fechner[12] und Samuel Butler, die ihr ohne Pedanterie zugeteilt werden dürfen, kannten ihn und verwendeten ihn, man wäre versucht zu sagen, bioanalytisch.

Es ist noch nicht lange her, daß solche Zurechnung zur romantischen Naturphilosophie einer Beleidigung wissenschaftlicher Ehre gleichkam. Die Zeiten haben sich sehr geändert; heute begrüßt man, noch viel offener und entschiedener als Alexander 1925, die Schelling, Oken, Carus als große Vorläufer lebendigster gegenwärtiger Bestrebungen, die nach langer Nacht der Verstandesherrschaft mit den Völkern neu erwachen. Aber jene finstere Katastrophe des Einbruchs des 19. Jahrhunderts und seines dummen Materialismus und die helle Revolution unserer Tage, die es hinweggefegt hat, sind doch zu einfache Bilder. In Wirklichkeit gibt es keine Unterbrechung in der Kontinuität der romantischen Naturphilosophie seit der Mitte des 18. Jahrhunderts, in der sie — aus alten Quellen gespeist — im Kampf gegen die französisch-englische Aufklärung sich als etwas Eigenes, übrigens Deutsches, abzusetzen beginnt und über Herder und Goethe zu Schelling, Fechner in die Gegenwart führt.[13] Neu ist bloß, daß sie in jene Wissenschaften, die sich im streng getadelten 19. Jahrhundert, aber eigentlich schon erheblich früher, von ihr freigemacht hatten, wieder eindringt. Und selbst dies wäre noch zuviel gesagt. Die Inhaber von medizinischen und wie wir heute sagen würden, von biologischen und psychologischen Lehrstühlen, haben so etwa von 1840 bis 1890 von den Worten, Gesichtspunkten, Ideen der Naturphilosophen keinen Gebrauch gemacht. Seit 1890 verwenden sie sie in immer steigendem, im heutigen Deutschland ganz ohne Maß. Sie hatten für jene Abstinenz sehr gute Gründe, und wenn sie nun ein wenig übersüffig und berauscht sind, so bezweifle ich, daß sie dafür bloß gute Gründe haben. Alexander, der auf eine parallele Entwicklung in der Physik hinweist, hatte mehr Recht, als damals plausibel schien. Aber wenn man so liest, was anno 1935 manche neuromantischen Physiker schreiben,[14] so fühlt man nicht durchaus Freude bei dem Gedanken, die Bioanalyse gehöre in diese heutige wissenschaftliche Welt und die Psychoanalyse habe vielleicht gar mitgeholfen, sie zu entbinden.

11) Imago, Bd. XII, 1926, S. 179 ff.

12) Ferenczi rechnet übrigens einmal Nietzsche zu, was von Fechner stammt. (Versuch einer Genitaltheorie, S. 127.)

13) Carus war über 60 und Fechner über 50 Jahre alt, als Schelling starb; Nietzsche ist 30 Jahre alt, als Fechner sich der Psychophysik zuwendet. Bei Fechners Tode ist Freud 31, Ferenczi 14 Jahre alt.

14) Siehe Ph. Frank, Das Ende der mechanistischen Physik. Wien, 1935.

Doch dies mögen unangebrachte Sentiments sein, wenn es sich lediglich darum handelt, die Beziehung der Romantik zur Wissenschaft zu beurteilen. Denn die Vielgelästerten um Schelling, der belächelte Fechner waren durchaus keine Feinde der Wissenschaft und wirkten nicht wenig in eben jene Forschungsgebiete hinein, aus denen sie als Phantasten, Synthesenschmiede und Analogienreiter hinausgetrieben waren. Von Goethe stammt das Wort Morphologie[14a] — und beinahe auch die Sache. Aus Schelling und Oken wächst die moderne Zellenlehre, Fechner begründet immerhin die Experimentalpsychologie. Mit solchen Fakten, die sich leicht aus der Geschichte aller Länder vermehren ließen, rechtfertigt sich aber die Emphase nur schlecht, mit der man heutigentags die „Renaissance" der romantischen Wissenschaft begrüßt. Eine merkwürdige, tiefe und schwer zu bestimmende Zwiespältigkeit liegt in der Persönlichkeit, dem Denken und der historischen Funktion dieser Philosophen. Ein unbezähmbarer Drang nach dem Allvereinenden, Synthetischen, eine unermüdliche Bestrebung, das Fließende, Bewegte, Wilde zu fassen, einzufangen und zu bändigen, ein phantastischer, grotesker Blick für das Ähnliche und Analoge verbindet sich in ihnen mit dem Bedürfnis nach dem Wohl-Unterschiedenen, Abgegrenzten, Distinkten, nach scharfsinniger Unterscheidung, mit Sehnsucht nach Exaktheit, Sicherheit und Beweis. Im historischen Verlauf zerfällt diese Verbindung in „Philosophie", phantastisch und dunkel, und in „Wissenschaft", kleinlich und klar. Oder sie erscheint als rhythmisches Nacheinander von aggressiver Auflockerung und fester Strukturierung. In Jahren der Auflockerung werden Gedanken der Philosophen, „die nach Art einer wissenschaftlichen Phantasie zukünftige Erkenntnisse zu erraten suchen", wie Freud[15] von Ferenczi sagt, für die Wissenschaft zu fruchtbarer Anregung; aber es wird aus ihnen doch erst brauchbare Erkenntnis, wenn ihre Verbindung mit ihrem Ursprung gelöst ist und die langwierige Durcharbeitung in den „trockenen, vernünftigen" Disziplinen und Laboratorien erfolgt ist. So haben zwar einzelne Romantiker, aber nicht die romantische Philosophie die Wissenschaft gefördert. Diese macht mehr die Begleitmusik für das Publikum, das sich ungeduldig die Zeit des Wartens auf handfeste Resultate mit Vorwegnahmen, mit Ahnungen und Anklängen an seine eigene mythische Vorzeit und vor allem mit Wunscherfüllungen verkürzen will.[16]

14a) So behaupten viele sachkundigen Autoren. Friedrich Burdach erhebt für das Wort Morphologie Prioritätsansprüche (Berichte von der kgl. anatomischen Anstalt zu Königsberg, V. 1822), die ich nicht zu beurteilen vermag, die aber nichts zur Sache tun, weil Burdach selbst zu den Romantikern in der Anatomie gezählt werden muß.

15) Nachruf für Sándor Ferenczi, Int. Ztschr. f. Psa., Bd. XIX, 1933.

16) Diese Funktion will allerdings weniger harmlos beurteilt werden, wenn die Romantik, wie es nicht selten geschieht, von Instanzen gefördert wird, die ihren Macht-

Wir haben auf solche Vergnügungen zu verzichten, die mindestens der Ausbreitung der Wissenschaft hinderlich sind. Wir brauchen daher nicht erst zu untersuchen, ob die Romantik auch geradezu durch die ärgerlichen Konfusionen, die sie zu stiften pflegt, jede Wissenschaft schädigt, in die sie eindringt.

Ob Ferenczi ein Romantiker war, wie Alexander, Federn,[17] Eitingon[18] versichern, ist an dieser Stelle Nebensache. Daß seine Bioanalyse Gedankengut, Pathos und Ambition der deutschen romantischen Naturphilosophie — im weitesten Sinn — enthält, ist offenkundig, daß sie ganz und gar, wie Alexander wollte, in ihrem Sinn gedeutet werden kann, ist nicht unwahrscheinlich. In ihrem Licht bestünde die neue und eigentümliche Leistung Ferenczis danach jedenfalls im ganzen darin, daß er in der psychoanalytischen Bewegung die Rolle der neuromantischen Physiker und Biologen spielte, deren antiwissenschaftliche Einstellung man nicht arg befürchten muß, um sich ihrer doch erwehren zu wollen. Im einzelnen könnte sie nur gewürdigt werden, wenn man sie im Rahmen einer Geschichte der Naturphilosophie würdigen wollte. Dies ist nicht meine Aufgabe.

Freud faßt sein Urteil über die Genitaltheorie in dem Satz zusammen: „Wahrscheinlich wird es wirklich einmal eine Bioanalyse geben".[19] Er denkt dabei ausdrücklich nicht an die naturphilosophischen Systeme, sondern an „glaubhafte Erkenntnis". Er erwartet, daß eine neue Wissenschaft, ein Zweig der Psychoanalyse und der Biologie, auf den „Versuch einer Genitaltheorie" wird „zurückgreifen müssen". Auch Ferenczi selbst ist dieser Auffassung, obgleich er sich doch auch der Naturphilosophie nahe weiß. Ich will daher diese andere, von Alexander nicht entwickelte Deutung auszuarbeiten und die Bioanalyse als Wissenschaft anzusehen versuchen.

Man findet sich dabei von Anfang an vor einer erheblichen Schwierigkeit. Die Bioanalyse präsentiert sich als eigenartiges, schwer einreihbares Mitglied der großen Familie der wissenschaftlichen Disziplinen, während sie sich unter den naturphilosophischen Lehren wenig neuartig ausnimmt. Daß sie einen Platz in der Biologie sucht, verrät sie in ihrem Namen. Käme es bloß auf den Gegenstand an, von dem sie handelt, so wäre sie selbstverständlich ein Teil der Biologie — aber die Naturphilosophie nicht minder. Orientieren wir die Grenzen der Disziplinen nach ihren Beobachtungsmitteln, so kommt die Bioanalyse schlecht weg: sie bringt kein neues Mikroskop,

apparat gegen die Forschung und ihre Lehre einsetzen. Diesen besonderen Fall der Naturphilosophie ganz allgemein anzurechnen, wäre nicht ganz gerecht, so redlich sich viele Philosophen und Wissenschaftler eine solche Anschuldigung verdient haben mögen.

17) P. Federn, Sándor Ferenczi, Gedenkrede. Int. Ztschr. f. Psa., Bd. XIX, 1933.

18) M. Eitingon, Abschiedsworte an Sándor Ferenczi, Imago, Bd. XIX, 1933.

19) Int. Ztschr. f. Psa., Bd. XIX, 1933, S. 303.

keine neue Färbetechnik, nicht einmal eine neue Verhaltens=Beobachtungs=weise. (Während die Psychoanalyse sehr wohl ein ihr eigentümliches Be=obachtungsinstrument besitzt, — was uns hier aber nicht angeht.) Die Bio=analyse ist keine neue, empirische Disziplin, sondern sie arbeitet mit vor=liegenden Fakten, Begriffen und Gesetzen der biologischen — und anderen — Disziplinen, die sie aus deren Handbüchern und Zeitschriften zur Kenntnis nimmt und über die sie allerhand zu sagen weiß, was in ihren Quellen weder steht noch stehen kann. Aber gerade dies tut die Naturphilo=sophie auch, von der wir sie abzugrenzen suchen.

Es gibt jedoch junge und vereinzelte Bemühungen, die unter verschie=denen Namen, z. B. als „Logik der Biologie", als „theoretische Biologie", gelegentlich, mißverständlich genug, als „allgemeine Biologie" das Material der biologischen Disziplinen als Tatsachen zweiter Ordnung in einer Weise bearbeiten, die sie in Gegensatz zu aller bisherigen Naturphilosophie bringt und in große Nähe zu den „theoretischen" Disziplinen der Physik. Diese theoretische Biologie strebt nicht eine einheitliche allgemeine Theorie des Lebens an, die über seine Natur, seinen Ursprung, seine Zukunft Auskunft gäbe, obgleich sie sich um diese großen Probleme bemüht; sie stellt keine synthetischen Spekulationen an und verteidigt keine umfassenden Generali=sierungen und Hypothesen. Es ist daher nicht leicht, kurz zu sagen, was den verschiedenen Ansätzen und Versuchen dieser Richtung untereinander ge=meinsam ist. Am plastischesten ist noch der Satz, der sich gewisser Beliebt=heit erfreut, es handle sich darum, die Biologie aus dem vorgalileischen Stadium herauszuführen, in dem sie sich derzeit noch befinde. Man muß dann hinzufügen, daß die entscheidende Schwierigkeit, die dem im Wege steht, die ist, daß sich die Lebenstatsachen der Anwendung der „galileischen" Mathematik so erfolgreich widersetzen. Als Lebenswissenschaft, die bloß aus Büchern schöpft und dennoch nicht „Philosophie", nicht Spekulation sein will, sondern ihr Geschäft nach Art einer Wissenschaft betreibt, hat sie um ihre Anerkennung noch zu kämpfen. Der Psychoanalytiker verständigt sich leicht über diese Art, wenn er sie als zur „Realitätsprüfung geneigt" der natur=philosophischen gegenüberstellt, die unter der Herrschaft des Lustprinzips steht. So etikettiert, wird vielleicht der folgende Versuch, die Bioanalyse an die „theoretische Biologie" anzuschließen, mehr Interesse finden als die Strukturmodelle, von denen in dieser Absicht schon früher die Rede war und die wenig verlockend erschienen sein mögen.

IV. Die Physiognomik der Organe.

„Der erste Stein zur Grundlegung einer neuen bioanalytischen Wissen=

schaft"[20] wird gelegt, indem man „allerlei Vorgänge, deren Kenntnis man der Psychoanalyse verdankt, ohne weiteres auf die Organe, Organteile, Gewebelemente"[21] überträgt. Man erhält durch diese Methode kräftige Bilder:

„Die Blase lernt die Harnverhaltung nur, indem sie eine andere Lustart, die der Zurückhaltung zu Hilfe nimmt, und der Darm verzichtet auf die Verstopfungslust, indem er etwas von der urethralen Entleerungslust ausborgt."[22]

Solche Personifizierung der Körperorgane ist aber für Ferenczi ganz ausdrücklich keine Angelegenheit des Stils. Vielmehr ist ihm die Anwendung der psychoanalytischen Begriffe: Verschiebung, Lustgewinn, Verzicht, Hergeben-Behalten, Konflikt . . . auf die Organe und die Erklärung dieser Vorgänge durch Energien, die der Libido, der Besetzungsenergie . . . entsprechen, ein entscheidend wichtiger Punkt seiner Lehre. Er nimmt an,

. . . daß solcher Energieaustausch auch im rein organischen Haushalt, also in der Wechselbeziehung der Organe selbst, gang und gäbe und einer Analyse zugänglich ist . . . Jedes Organ hat eine gewisse ‚Individualität'; in jedem einzelnen wiederholt sich der Konflikt zwischen Ich- und Libidointeressen, der uns bisher gleichfalls nur bei der Analyse der psychischen Individualitäten entgegentrat".[23]

Die Geschlossenheit, Neuartigkeit und, ich möchte sagen, opalisierende Schönheit der Psychoanalyse der Organe, zu der man auf diese Weise gelangen kann, ist sehr verführerisch, sich ihrer in mannigfaltigsten Deutungen zu bedienen. Sie widersetzt sich aber hartnäckig dem Versuch, eine klare Vorstellung davon zu gewinnen, was sie meint, was sie Nützliches leistet und welche psychoanalytischen Erkenntnisse und Arbeitsweisen sie eigentlich überträgt.

Ich bitte den Leser, dem alten Satz *principiis obsta* getreu, das 1. Kapitel von Ferenczis Genitaltheorie mit mir zusammen zu lesen, auch wenn ihm sein Inhalt noch so geläufig wäre, und sich bei dem Bemühen, diesen ersten Grundstein aus dem Mutterfelsen auszulösen, in den er sehr unübersichtlich eingesprengt ist, etwas Pedanterie gefallen zu lassen.

„Den Ausgangspunkt . . . bilden gewisse Beobachtungen bei der Psychoanalyse der Impotenz des Mannes." Kranke, die an Ejaculatio praecox leiden, behandeln ihren Samen mit derselben Sorglosigkeit wie den Harn andere, an Impotentia ejaculandi erkrankt, geizen mit ihrem Samen in übertriebener Weise, übertragen Eigensinn und Trotz auf den Begattungsakt; in ihrem unbewußten Vorstellungsleben spielt die Gleichstellung der Begattungsvorgänge mit dem Akt der Stuhlentleerung eine hervorragende Rolle, ihr Verhalten zeigt mannigfaltige

20) Ferenczi, Versuch einer Genitaltheorie, Wien 1924, S. 112.
21) Ferenczi, l. c., S. 2.
22) Ferenczi, l. c., S. 17.
23) Ferenczi, l. c., S. 111/112.

Beziehungen zwischen der analen und der genitalen Sphäre. Es gibt eine urethrale und eine anale Technik der Impotenz.[24]

Dieser Darlegung folgen wir mit voller Zustimmung, aber Ferenczi scheint in ihr eine Schwierigkeit zu finden. Er empfindet sie als „spekulativ". „Um Mißverständnissen vorzubeugen" bemerkt er, daß bei der psychoanalytischen Heilung die psychischen Beweggründe der Erkrankung nicht so tief im „Biologischen" liegen, sondern im Ödipus- und Kastrationskomplex.[25] Diese Unterscheidung des analen Verhaltens als eines spekulativen und biologischen Begriffs gegenüber dem Ödipuskomplex als einem schlicht psychoanalytischen ist auffallend und vorerst nicht einzusehen.

Nach dieser Zwischenbemerkung setzt Ferenczi den Gedankengang fort und formuliert, daß beim Ejakulationsvorgang anale und urethrale Innervationen zu unterscheiden seien und sich die geschlechtliche Betätigung von der Immissio bis zu der Ejakulation als „unablässiger Kampf zwischen der Entleerungs- und der Hemmungs-, das heißt Behaltungsabsicht" beschreiben läßt.[26] Einen ähnlichen Fall solchen Innervationsrhythmus und seiner Störung bietet das Stottern, so daß man „den pathophysiologischen Mechanismus der Ejakulationsstörungen als eine Art Genitalstottern" auffassen kann.[27] Hier wird deutlich, daß Ferenczi nicht mehr vom Kranken und seinen Einstellungen, sondern vom Genitalorgan und dessen Verrichtungen spricht, also im üblichen Sinn nicht mehr einen psychologischen, sondern einen physiologischen oder biologischen Gegenstand behandelt. Eine embryologische Bemerkung schließt diesen physiologischen Exkurs: der Penis sei „schon *ab origine* geeignet, anale und urethrale Tendenzen in sich zu vereinigen, wächst er doch aus dem Darme hervor."[28] Eine höchst sonderbare Anmerkung. Sollte die anale Innervationsart etwas sein, was an und für sich an dem Darm haftet, so daß es sich auf seine Abkömmlinge vererbt?

Ferenczi kehrt rasch zu den „gut begründeten psychoanalytischen Kenntnissen" zurück und bringt den „physiologischen" Tatbestand, der „Koordination urethraler und analer Innervationen" mit der Lehre von dem Primat der Genitalzone in Verbindung, nach der sich anale und urethrale Partialtriebe zur genitalen Erotik verbinden. Solche Vereinigung von Erotismen zu einer höheren Einheit wird Amphimixis genannt.[29] Durch „diese Namensgebung soll die neue Auffassung hervorgehoben werden", die ich richtig zu verstehen glaube als Aufforderung, nicht bloß an psychologische, son-

24) L. c., S. 7—9.
25) L. c., S. 9—10.
26) L. c., S. 11.
27) L. c., S. 12.
28) L. c., S. 12.
29) L. c., S. 13.

dern an psycho-physiologische Tatbestände zu denken, ähnlich wie auch Freud den Trieb als solchen Grenzbegriff faßt.

Dieser erste Schritt zu einer psychoanalytischen Genitaltheorie legt Einwände nahe, die Ferenczi prüft. Wie wäre solche Amphimixis vorzustellen? Werden da wirklich Innervationsarten von Organ auf Organ übertragen? Handelt es sich um chemische Vorgänge? Die Physiologie weiß darauf nicht zu antworten. Ein psychoanalytisches Bedenken bezieht sich auf die Verschiebung von Qualitäten, von Qualitätsdifferenzen der Energien selbst, welche die Amphimixis-Theorie erfordere, während bisher in unserer Metapsychologie die Menge und nicht die Qualität der Energie zur Frage stand. Die Ratlosigkeit der heutigen Physiologie behindert Ferenczi nicht weiter. Hingegen bemüht er sich zu erweisen, daß die Vorstellung von einer Vielheit von Energiequalitäten der Psychoanalyse schon lange unausgesprochen zu Grunde lag, etwa im Begriff der hysterischen Genitalisierung harmloser Organe. Man begehe keine Inkonsequenz, wenn man mit verschiebbaren und miteinander verknüpfbaren, ihre qualitative Eigenart beibehaltenden Erotismen arbeite.[30]

Diese Aufstellung ist von höchst unbehaglicher Unbestimmtheit und ich bezweifle, daß sie konsequent aus dem Vorbild der Libido gewonnen sei. In der Psychoanalyse haben die energetischen — oder auch chemischen — Gesichtspunkte, Begriffe, Hypothesen und Ausdrucksweisen eine sehr einfache und völlig durchschaubare Bedeutung. Sie knüpfen an die Naturwissenschaft an, indem sie die Erwartung aussprechen, mit geeigneten Methoden würde man in irgendeiner Weise an irgendeiner Stelle im Körper Energieumsetzung bestimmter Größe, Richtung und Art vorfinden, die den in der Analyse beobachteten libidinösen Vorgängen eindeutig zugeordnet werden könnten. In diesem Sinn möchten freilich den Erotismen, die Ferenczi beschreibt, Energieprozesse entsprechen können, aber diese Bedeutung legt Ferenczi seiner Idee gerade nicht zu Grunde. Er will mit ihr etwas Neues einführen; er meint nicht Energien der Physik, die den Qualitäten zugeordnet werden, denn auch die denkbar vollendetste Physik würde in den Organen nichts von „Lernen", von „Verzicht" und „Konflikt" entdecken können. Es bleibt jedoch völlig offen, was wir uns sonst denken sollen. Man wird an die geheimnisvollen Qualitates, Fluida und Geisterchen erinnert, mit denen eine längst verschollene Wissenschaft das geheimnisvolle Innere des lebenden Körpers bevölkerte. Dies Bedenken wird dadurch nicht geringer, daß Ferenczi so genügend viel andere Fälle der Amphimixis auffindet,[31] daß er die genitale

30) L. c., S. 16—20.
31) L. c., S. 13—16.

Amphimixis als einen speziellen Fall eines allgemeinen Faktums darstellen kann.

Unterbrechen wir unsere mißtrauisch und mit Akribie betriebene Lektüre, um diese Fluida rechtzeitig zu fassen. Wenn ein Organ normalerweise keine sexuelle Funktion hat, sie jedoch auf Grund eines hysterischen Prozesses bekommt, sprechen wir von seiner Genitalisierung. Die Analyse lehrt, daß sich die seelische Bedeutung jenes Organs im Laufe der Geschichte des Patienten verändert hatte, korrelativ mit der des Genitales, indem jenes für dieses eingetreten ist. Das „Genitale" hat sich „verschoben", wie man etwas unvorsichtig sagen möchte. Schöner und korrekter, hat sich die „Libido verschoben". Genitalisierung heißt also in diesem Sinn die Bedeutungsänderung, die ein Organ in einem personalen Zusammenhang, als ein Moment dieses Zusammenhangs erfahren hatte. Aus sehr guten Gründen denken wir, und daran will uns das Grenzwort Libido erinnern, daß diesem Prozeß Energiequanten und deren Veränderung, Verschiebung entsprechen.

Ferenczi hingegen spricht davon, daß sich „Erektilität, Friktions- und Ejakulationstendenzen, also ein qualitativ wohl gekennzeichnetes Syndrom verlegt"[32] habe, nennt dies Genitalisierung und bringt diese Qualitätsverschiebung mit „Energie" in eine unklare Verbindung. Vergegenwärtigen wir uns seinen Gedankengang, so bemerken wir, daß hier das genitalisierte Organ für sich betrachtet wird. Es ‚sieht aus' wie ein Genitale und ‚benimmt sich' wie ein solches. Es hat nicht nur dessen psychische Bedeutung, sondern zeigt bis zu einem gewissen Grade dessen Gestalt und Verrichtung. Wenn nun gar zugleich das Genitale, das seine Bedeutung verloren hatte, auch Gestalt und Funktion verkümmert zeigt, so ist „Verschiebung" für diesen Sachverhalt gewiß ein sehr plastischer Ausdruck. Man darf aber nicht vergessen, daß nun Genitalisierung, Verschiebung und ähnliche Worte eine völlig neue Bedeutung gewonnen haben. Weder von Energie noch von Veränderung im seelischen Zusammenhang ist jetzt die Rede, sondern von einem Syndrom von Eigenschaften, die an dem Organ selbst, abgesehen von den Energievorgängen in ihm und abgesehen von seiner Bedeutung im seelischen Zusammenhang, feststellbar sind.

Wir haben also drei Bedeutungen der „Verschiebung" zu unterscheiden: 1. Die Bedeutungsänderung in einem personalen Zusammenhang. Wir dürfen sie die psychoanalytische nennen, weil sie sich auf Tatbestände, die in der Analyse, also unter der Wirkung von Übertragung und Widerstand entstehen, bezieht. 2. Die Verschiebung von Energien. Wir reden hier am besten von der physikalischen Bedeutung, weil es sich um Tatsachen han-

32) L. c., S. 15.

delt, die unserer Erwartung nach durch physikalische Beobachtungs- und Meßmethoden erreicht werden könnten. 3. Die Syndromverschiebung, auf die Ferenczi aufmerksam macht, ohne sie von den beiden anderen klar zu sondern, und die man in seinem Sinn vorläufig, aber keineswegs unmißverständlich und definitiv, biologisch oder physiologisch nennen müßte.

In einer früheren Arbeit Ferenczis heißt es:

„Bei den Neurotikern kann der Dickdarm an jeder Stelle als Sphinkter fungieren; nebst der En-bloc-Innervierung, die die Kotsäule mit einem Ruck vorwärtstreibt, sind auch fein abgestufte und lokalisierte Kontraktionen möglich, die ein Kotstück oder eine Gasblase an irgendeiner Stelle festhalten können. . . . Die Vorstellungen, die auf diese Innervation einen speziellen Einfluß nehmen, gehören merkwürdigerweise einem von Besitzen, Behalten, Nicht-hergeben-wollen beherrschten Komplex an".[33]

Hier vermeint man den Gedanken Ferenczis im Ursprung zu ergreifen. Zwischen gewissen Vorstellungen einerseits und Organformen und -verrichtungen andererseits besteht eine höchst rätselhafte, eindrucksvolle, interessante Strukturähnlichkeit: „Festhalten." Sie soll uns im nächsten Kapitel näher beschäftigen. Hier erleichtert sie uns zu verstehen, daß das „physiologische Syndrom" Genitalität und die Genitalisierung in ihrer psychoanalytischen Bedeutung eine Strukturverwandtschaft vom gleichen Typus zur Grundlage haben. Im Auffinden solcher Strukturähnlichkeiten ist Ferenczi Meister. Seine ganze Bioanalyse ist von ihnen durchzogen, seine Psychoanalyse der Organe ist auf ihnen begründet. Das Faktum dieser Ähnlichkeit ist, wie ich glaube, ein sehr wichtiges Problem. Wir sind ihm schon oben bei Brun begegnet. Dort handelte es sich um die Herausarbeitung von Strukturähnlichkeiten im Verhalten der Menschen und der Tiere, hier um eine merkwürdige, höchst fesselnde Beziehung zwischen dem Körper, Körperteilen, deren Verhalten und dem inneren Leben der Person.

Ferenczi sucht nach einer Erklärung, ohne das Phänomen, das erklärt werden soll, dargestellt zu haben. In der Psychoanalyse hat die Verbindung der libidinösen Vorgänge mit dem Energiegesichtspunkt einen sehr intensiven Erklärungswert, dessen Natur uns hier nicht beschäftigt. Ferenczi versucht, ihn auch für die neuen Strukturfeststellungen zu erreichen, indem er auch sie mit Energien verbunden denkt. Energien sind nun freilich — etwa bei jener Genitalisierung — gewiß im Spiel. Es wird im Gewebe Arbeit, vielleicht Mehrarbeit geleistet, und es erhebt sich das Rätsel, aus welcher Quelle die Arbeitsleistung der Genitalisierung des Organs gespeist und wie sie unbewußt reguliert wird; kurz, wie die psychologisch sinnvolle Verschiebung hergestellt wird. Das Syndrom wurde gewiß „mittels" Energie verschoben,

33) Ferenczi, Hysterie und Pathoneurosen. Int. Psa. Verl., Wien, 1919, S. 21.

aber doch keineswegs die qualitativ eigenartige Energie. Dies anzunehmen, erfordert die Amphimixis nicht. Ich sehe auch nicht, was dazu zu berechtigen vermag. Sicherlich aber ist es keine Anwendung der Psychoanalyse, wenn statt der sozusagen ehrlichen physikalischen Energien, von denen Freud spricht, Pseudoenergien eingeführt werden, die nichts erklären können, aber manches Mißverständnis erzeugen müssen.

Bei solcher Befreiung von allen geheimnisvollen Fluidis erhält die Psycho=analyse der Organe vielleicht ein etwas banaleres Gesicht, aber es scheint nicht unmöglich, von ihr aus zu bedeutsamen Einsichten zu gelangen. Mit dieser erfreulichen Aussicht kehren wir zur pedantischen Lektüre des 1. Ka=pitels zurück.

„Woher nimmt das Kind die Kraft, den Weisungen der Umwelt ent=sprechend die Verschwendung mit dem Harn, den Geiz mit dem Kot zu überwinden? Indem die ausübenden Organe eine Amphimixis ihrer Quali=täten vornehmen“,[34] so antwortet Ferenczi. Der Anschein einer Erklärung, die allerdings unbestimmt genug wäre, des Verhaltens der Person durch ihre „Physiologie“ begründet sich auf der Verquickung der Strukturähnlichkeit mit Energie. Nach ihrer Eliminierung müssen wir auf diesen Erklärungs=versuch verzichten. Es bleibt dann aber erst recht deutlich der Sachverhalt hingestellt, den Ferenczi sehr stark betont, daß die Person und ihre Organe ‚dasselbe machen‘. Überaus eindrucksvoll wird es z. B. in einem späteren Kapitel heißen:

„Stellt man sich einmal die Art vor, wie sich Männchen und Weibchen be=gatten und wie gleichzeitig (oder nach geringem Zeitintervall, worauf es nicht ankommt) der Spermafaden das Ei befruchtet, so bekommt man in der Tat den Eindruck, als ahmten die Somata der Gatten die Tätigkeit der Keimzellen bis auf kleine Einzelheiten nach. Das Spermatozoon dringt in die Mikropyle des Eichens ein, wie der Penis in die Vagina: man wäre versucht (wenigstens im Momente der Begattung) den Körper des Männchens einfach ein Megasperma, den des Weibchens ein Megaloon zu nennen.“[35]

In jener nüchternen, banaleren, aber bestimmteren Sprache, die ich ver=teidige, wird hier „nichts anderes“ als die Strukturähnlichkeit zwischen Person, Organ und Zelle hervorzuheben und so genau wie möglich festzu=stellen sein.

Die Idee, die anale Folgsamkeit des Kindes durch die Amphimixis zu erklären, verallgemeinert Ferenczi sehr elegant: der Zwang der Erziehung bringt den Verzicht auf eine Lust und die Aneignung einer unlustvollen Be=tätigung überhaupt nur durch eine geschickte Kombination von Lustmecha=

34) Versuch einer Genitaltheorie, S. 16.
35) L. c., S. 87.

nismen zustande. Der Darm verzichtet auf die Verstopfungslust, indem er von der urethralen Entleerungslust ausborgt.[36] Diese Stelle, von der wir oben ausgegangen sind, lesen wir in diesem ihrem Zusammenhang mit vermehrter Überraschung. Zwar war schon früher die Innervationsart als eine Tendenz, als Absicht sogar bezeichnet worden, aber wir sind darüber wie über eine *façon de parler* hinweggegangen. Und eben noch hieß es deutlich, das Kind verzichte, habe Lust usw., was durch die Amphimixis erklärt werden sollte. Hier aber hat der Darm die Lust und der Sinn der ganzen Theorie beruht darauf, daß das Wort Lust nicht etwa metaphorisch genommen wird. Damit werden die Organe zu Personen und korrelativ mit der Personifikation der Organe der Gebrauch der Worte Lust usw. sinnvoll. Diese Ausdrucksweise wird Ferenczi später ausdrücklich verteidigen und durchführen. Hier hat sie sich unter der Hand eingeschlichen, und man darf es gestehen, sie will uns nicht gefallen. Wir wären sehr froh, wenn wir die Organe als Persönchen ebenso loswerden könnten, wie die fluiden Geisterchen in den Organen, ohne jene reiche Fülle von Strukturähnlichkeiten aufgeben zu müssen, die Ferenczi nach den unscheinbaren Anfängen dieses 1. Kapitels bekanntlich so reichhaltig vorführt.

Dies wäre leicht zu erreichen. Denn die Personifizierung drängt sich zwar eben in dem Eindruck auf, daß die Person und ihr Organ ‚dasselbe machen', daß beide Lust haben, beide verzichten; aber man dürfte alles eliminieren, was über die bloße Strukturfeststellung und -vergleichung hinausgeht, und an ihr allein, wenigstens vorläufig, Genügen finden. Ferenczi sieht jedoch ausdrücklich in der Personifizierung als einem Stück konsequenten Animismus, Psychomorphismus, einen wesentlichen Zug seiner Bioanalyse, selbst die entscheidende Anwendung der Psychoanalyse auf die Biologie. Ist die Verquickung mit der psychoanalytischen Energielehre, wie ich gezeigt habe, unnötig und verwirrend, liegt also gerade in ihr keine mögliche Übertragung psychoanalytischer Kenntnisse und Arbeitsweisen vor, so bliebe die Personifizierung der Organe als ihre einzige Domäne. Streicht man sie auch, so scheint, wenigstens was diesen ersten Grundstein angeht, überhaupt nichts aus der Psychoanalyse übrig zu bleiben. Ich möchte zeigen, daß die Lage doch nicht ganz so böse ist. Denn Ferenczi verwendet die Psychoanalyse nicht bloß, wie er weiß, bei der Erklärung der Ähnlichkeiten, die er aufweist, sondern der Weg, auf dem er diese entdeckt und dem er gar keine Aufmerksamkeit schenkt, hat ebenfalls sehr nahe mit ihr zu tun.

Die eigentümliche Art, in der Ferenczi die Organe des Körpers ansieht, ist heute fürs erste sehr leicht zu bezeichnen; sie ist in der Biologie recht

36) L. c., S. 17.

üblich geworden, während sie in den Kriegsjahren, in denen Ferenczi seine Bioanalyse ausarbeitete, weder einen bequemen Namen noch beträchtliche Verbreitung hatte. Ferenczi sieht Gestalten, Ganzheiten und deren wesentliche Ähnlichkeiten. Aber er verwischt dabei alle von der Wissenschaft sorgsam aufgerichteten Grenzen zwischen der Gestalt eines Organismus und den Formen seiner Teile, zwischen ruhenden Formen und Bewegungen der Körper, zwischen Reflexen und bewußten Willenshandlungen, zwischen Körper und Umwelt, Lebensmedium und Lebensweise, zwischen Leib und Seele schließlich. Und das ist auch in der neuesten Biologie ungewohnt; wo es versucht wird, gerät man der Mystik näher als der Wissenschaft. Diese merkwürdige Blickart ist höchst abstrakt, indem sie von all diesen tiefen und vor allem streng auseinander gehaltenen Unterschieden abzusehen vermag, und hält doch zugleich höchst konkret bestimmte Gestalten, konturierte Zusammenhänge in markanten Einzelzügen fest. Ferenczi verwendete sie, schon lange vor der Genitaltheorie in der Psychoanalyse selbst. Der Reiz seiner Schriften beruht zum Teil darauf. Aber er hat sie nicht erst eingeführt, sie ist vielmehr in der Analyse[36a] seit je zu Haus. In ihr ist die Aufmerksamkeit ganz auf Zusammenhänge gerichtet. Wir erkennen z. B. die Ödipussituation auch in einem Ensemble, das geeignet ist, ihre wesentlichen Züge zu verwischen, in einer Umgebung, die sie verdunkelt, in einer verzerrten und entstellten Form. Wir erfassen Strukturen und Motive; wir verfolgen ihre Transpositionen und die Invarianten ihrer Konfiguration bis in Zusammenhänge hinein, in denen sie nicht leicht sichtbar sind.[36a] Dessen werden wir fähig, weil wir gelernt haben, ohne Respekt vor den Grenzen, die allerhand Zensuren, Konventionen und Gewohnheiten eingezeichnet haben, das ganze Material an inneren und äußeren Sachverhalten, das uns geboten wird, konsequent umzuzentrieren. Es ist dazu eine Einstellung nötig, die man in gewissem Sinn künstlerisch oder in einer anderen Beziehung geisteswissenschaftlich heißen kann. Sie ist auch in einem bestimmten Maß der Denkweise entgegengesetzt, der die Begriffe und Theorien der Psychoanalyse entstammen. Die Erfahrung zeigt uns, daß es keine übermäßige Anforderung an den Analytiker stellt, sie beide im Gleichgewicht zu halten, obzwar jeder sich leichter in die eine oder andere findet.

Diese Rolle der Gestaltenerfassung in unserer Praxis ist nicht mehr unbekannt. Ich möchte aber eine bestimmte Eigenschaft der Strukturen betonen, auf die es in der Psychoanalyse und insbesondere bei Ferenczi ankommt. Es sind sinnvolle, ausdruckhaltige Gestalten, mit denen wir es zu tun haben.

36a) Ich halte im folgenden der Kürze halber die Unterscheidung zwischen der Wissenschaft P s y c h o a n a l y s e und dem praktischen Verfahren der A n a l y s e fest.

36b) Siehe dazu B e r n f e l d, Die Gestalttheorie, Imago, Bd. XX, 1934.

Sie weisen als Anzeichen über sich selbst hinaus, auf einen Zusammenhang, der sich in ihnen kundgibt oder verrät. Letzten Endes beziehen sie sich auf eine Person, die erlebt und will. Wir sehen z. B. nicht einen rötlichen Fleck gewisser Intensität und Abgrenzung, sondern wir sehen eine Person, die sich in einer bestimmten Situation schämt. Daß sich der errötende Patient schämt, ist ein Urteil, das etwas ganz anderes sagt als: an dem Körper erscheint Rötung bestimmter Intensität und Raumform. Heißen wir es ein physiognomisches Urteil und betonen wir die Selbstverständlichkeit, daß es zur unerläßlichen Voraussetzung hat, daß es sich auf ein Wesen bezieht, das erlebt und will. Wir fällen im täglichen Leben physiognomische Urteile mit solcher Sicherheit und Gewohnheit, sie bauen sich auf physiognomischen Eindrücken von so inappellablem Wahrnehmungscharakter auf und wir fühlen uns dabei von den Anzeichen so sicher geleitet, daß wir meinen, von ihnen auf eine Person, die sich in ihnen ausdrückt, zu schließen oder doch gegebenenfalls schließen zu können. In Wahrheit hingegen muß die Person vorgegeben sein, damit wir sinnvoll das Anzeichen als auf sie weisend deuten können. Diese Voraussetzung ist im täglichen Umgang mit den Menschen natürlich erfüllt; sie ist es auch nicht minder in der Analyse.

Diese älteste Quelle alles psychologischen Wissens fließt in der analytischen Praxis nicht allein ebenso reichlich wie in jedem Umgang mit Menschen, sondern sie hat in ihr auch ein besonderes Gewicht und Schicksal, das zwar wohl verdiente studiert zu werden, von dem hier aber genügt, nur das folgende festzuhalten. Als Anzeichen werden in der Analyse nicht nur die Gesichtsmimik, die Gesten und die Motorik des Körpers gewertet, sondern die Fülle all der inneren Ereignisse, von denen der Analytiker durch die Mitteilungen des Analysanden Kenntnis erhält. Man kann so, getreu der bisher verwendeten Benennungsweise nach „Beobachtungsmitteln", verallgemeinert von der physiognomischen Betrachtungsweise reden, die der Analytiker verwendet, der sich von physiognomischen Eindrücken leiten läßt, physiognomische Gestalten sieht und auszeichnet und physiognomische Urteile fällt. Es ist vielleicht nicht unnötig zu unterstreichen, daß in der Analyse keineswegs nur mit ihr gearbeitet wird. Von ihr spricht man, wenn man, um den Unterschied zur Denkweise der Psychoanalyse zu fassen, ihre Praxis in geläufiger Redeweise etwa als eine verunreinigte, mit allen menschlichen Schwächen behaftete Theorie erklärt; oder wenn man auf die Verwandtschaft des Analysierens mit dem künstlerischen Schaffen hinweist, Begabung und Intuition betont oder schließlich, wenn man auf das Unbewußte des Analytikers, auf seine sonderbare Fähigkeit, Unbewußtes unbewußt zu verstehen, rekurriert.

Ferenczi nun sieht den Körper und seine Organe nach Form, Verrichtung

und Situation in der Umwelt oder in der phylogenetischen Reihe einfach mit jenem physiognomischen Blick, der dem analysierenden Psychoanalytiker eigen ist: scharf treten Zusammenhänge, Konturen, Ähnlichkeiten heraus; sehr beweglich sind alle ihre materiellen Konkretisierungen, so daß sehr abstrakte und komplizierte Strukturen aufgefaßt werden; und jede solche Gestalt weist über sich selbst hinaus, drückt ein Inneres, Tieferes, „Seelisches" aus, weist auf eine Person, auf ein personartiges Wesen. Was er also zunächst gibt, ist eine Physiognomik der Organe. Sie entsteht durch eine Übertragung der physiognomischen Betrachtungsweise auf die Organe.

Man weiß, daß solche Anwendung der physiognomischen Betrachtung auf die „Natur" überhaupt durchaus nicht neu ist, daß sie heutzutage im Umkreis der Mystik viel Gefallen findet, in dem der Romantik als neueste Wissenschaft gepriesen wird. Man weiß, daß sie seit Galilei, so sagt man, aus sehr guten Gründen, die mir durchaus nichts an Kraft verloren zu haben scheinen, aus der Wissenschaft eliminiert wurde. Auch Ferenczi weiß das sehr wohl. Aber er spürt zu deutlich, daß man bei dem Verlassen jenes alten Denkweges zu Unrecht eine Menge von sehr beachtenswerten Dingen zurückließ. Zu ihnen will er zurückkehren, um sie wieder zu erobern. Und sieht sich nun mit einiger Verwunderung beim Animismus und Psychomorphismus anlangen. Also durchaus bei jenem primitiven Ausgangspunkt aller Wissenschaft, an dem die Natur bevölkert war von Personen mit Willen, Absicht und List, Lust und Schmerz, an dem daher alle Bewegung in der Natur, die der Gestirne, der Wolken, der fallenden Steine, der Gewächse und der Tiere als Ausdruck von etwas hinter oder in ihnen Wirkendem deutbar, an dem die ganze Natur sozusagen „psychoanalysierbar" war.

In dieser Position fühlt er sich nicht behaglich und beschwichtigt den Zweifel, ob er einen Rückschritt macht oder eine Revolution vorbereitet, durch das optimistische Argument, der Animismus, zu dem er gelange, sei nicht anthropomorph,[37] denn „nicht das banal psychologische, sondern allein das psychoanalytische Wissen war uns bei unseren Problemlösungen behilflich."[38] Dies Argument scheint mir nach dem Gesagten, soweit es sich um die Physiognomik der Organe handelt, gar nicht überzeugend. Denn gerade in der physiognomischen Betrachtungsweise unterscheidet sich die Analyse nicht von aller banalen Psychologie. Im Gegenteil ist dies das Stück, das sie mit ihr und mit aller vorwissenschaftlichen Menschenkenntnis gemeinsam hat. Deren Verwendung auf nichtmenschliche Gegenstände macht aber eben das Wesen dessen aus, was man Anthropomorphismus nennt. Ist er einmal eingeführt, dann sind die Handlungen und Zustände der person-

37) L. c., S. 3.
38) L. c., S. 111.

artigen Wesen, die er schafft, tatsächlich psychoanalytisch deutbar; niemals aber kann aus der „Psychoanalysierbarkeit" eines Dinges geschlossen werden, daß es eine Person ist. Die Anwendung der analytischen Kenntnisse rechtfertigt sich hier nicht dadurch, daß sie sich „bewährt". *Nicht weil die Organe sich „psychoanalysieren" lassen, darf man sie als Personen ansehen, sondern weil man sie als Personen voraussetzt, lassen sie sich psychoanalytisch deuten.* Dies folgt unweigerlich aus der logischen Natur des physiognomischen Urteils.

So nachdrücklich Ferenczi auch die Personifizierung der Organe ernst genommen wissen will, läßt er doch gelegentlich einen anderen Weg offen. Auch „der Physiker kann uns Vorgänge seines Gebietes nicht anders begreiflich machen, als indem er sie mit Kräften, Anziehungen, Abstoßungen, mit Widerstand, Trägheit etc. vergleicht",[39] bemerkt er zu seiner Verteidigung. Man vermeint an dieser Stelle sehr laut zu hören, daß Ferenczi dahin strebt, die Personifikation der Organe als vorläufige Redeweise einmal zu überwinden. Aber ein Weg dazu erschließt sich ihm nicht. Dennoch scheint er mir klar genug vorgezeichnet zu sein.

Spricht heute der Physiker von Kräften, so ist das eine Redeweise, ohne die er sich bloß dann nicht verständlich machen kann, wenn er sich der Mathematik nicht bedienen kann oder will. Denn Naturwissenschaft entsteht und entwickelt sich bekanntlich durch fortschreitende, radikale Eliminierung alles Physiognomischen, wie ich hier wohl verständlich sagen darf. Man muß diese Linie nicht verlassen, um mit Ferenczis Physiognomik der Organe etwas anfangen zu können. Die Anzeichen, von denen in jedem physiognomischen Satz mit die Rede ist, haben eine Eigenschaft, die sich am einfachsten an jenem Ausdruck der Scham deutlich machen läßt. Die Röte erfüllt einen bestimmten Raum, Röte-Intensitäten sind über die Oberfläche eines „Gegenstandes" verteilt. Man kann also über sie eine Anzahl sozusagen geometrischer Aussagen machen. Der geometrische Satz ist in das physiognomische Urteil eingelagert, und zwar so eigenartig, daß z. B. das geometrische Moment ganz vage sein kann, während doch das physiognomische Urteil sehr präzise ist, so daß dieses durch fortschreitende Präzisierung der geometrischen Aussage nicht an Schärfe, Bestimmtheit und Sicherheit gewinnt. Denn dieses sagt immer, daß der geometrische Sachverhalt einen Sinn hat, sich auf einen personalen oder psychischen Zusammenhang bezieht, der sich in ihm nicht erschöpft, sondern bloß ausdrückt. Die Eliminierung, von der hier die Rede ist, verlangt, daß man auf diesen Sinn verzichte und sich, wenigstens vorläufig, dem eindringenden Studium des geo-

39) L. c., S. 3.

metrischen Sachverhalts widme. Ob dies zu befriedigenden Resultaten führt oder „an das eigentliche Problem nicht herankommt", haben wir hier nicht zu prüfen. Denn bei der weiteren Bedeutung, die wir dem Wort „physiognomisch" geben, handelt es sich durchaus nicht immer um räumliche Anzeichen, und es wird daher fraglich, wie die Aufforderung, den geometrischen Anteil zu erforschen, überhaupt erfüllt werden kann. Hier kommt uns eine Begriffserweiterung zu Hilfe, die den Mathematikern verdankt wird. Diese haben längst gelernt, sich von dem Raum der Schulgeometrie zu befreien, und heißen Topologie eine Lehre, die mit allen erdenklichen Anordnungen, nicht nur mit den im üblichen Sinn räumlichen, beliebiger Etwasse umzugehen weiß. Jedes Anzeichen möchte vielleicht als solche „Anordnung von Etwassen" darstellbar sein und also in jedem physiognomischen Urteil ein topologisches Moment enthalten sein. Gewiß aber ist all das, was wir hier Gestalten, Strukturen, Zusammenhänge nennen, topologisch erfaßbar. Möglicherweise wird so selbst das, was wir unter den Worten Person, Sinn und Deutung verstehen, bewältigbar. Die Eliminierung des Physiognomischen hieße also das Physiognomische selbst topologisch zu behandeln. Die Aufgabe ist zu neu, als daß sich vermuten ließe, ob sie das „eigentliche Problem" aller Physiognomik ebenso verfehlen würde, wie die geometrische Darstellung der Röte die Neugier des Mimikers unbefriedigt läßt.

Bleiben wir bei Ferenczi. In seiner Physiognomik der Organe steckt als Aufgabe, die es zu entwickeln gilt, eine Topologie der Organe. Seine Physiognomik der Organe ist möglich und bleibt trotz aller Bedenken so anziehend und zum Teil verblüffend, weil offenbar zwischen der Person und ihren Organen topologische Ähnlichkeiten bestehen. Diese sind in Ferenczis Entdeckungen von Strukturähnlichkeiten unbestimmt gesehen. Wenn man sie in topologischer Schärfe aussprechen könnte, würden auch in dieser Disziplin alle Personifizierungen zu bloßen Redeweisen werden, die man gern und nützlich verwendet, wenn man sich mathematisch nicht ausdrücken will oder solange man es noch nicht kann.

V. Vektoren und topologische Modelle.

Ein Beleg dafür, daß die Prüfung und Entwicklung der Ferenczischen Gedanken nicht nur im Rahmen der Interpretation, die ich hier durchführe, in die Gegend der Mathematik führt, ist Alexanders Ansatz einer „Vektoranalyse psychischer Prozesse",[40] den er im Zusammenhang seiner Forschungen über Organneurosen darstellt. Diese verbergen nicht, daß sie ein

40) Alexander, Die Logik der Gefühle und ihre dynamische Grundlage. Int. Ztschr. f. Psa., Bd. XXI, 1935, S. 471.

Stück der Bioanalyse realisieren wollen, und nähern sich diesem Ziel durch kritische Präzisierungen an der Psychoanalyse der Organe.[41] Alexanders Ausgangsposition ist physiognomisch: „Die dynamischen Beziehungen des Individuums zu seiner Umgebung"[42] werden nach der Ähnlichkeit des *behaviour* und der inneren Einstellungen, Phantasien, Wünsche in drei große Hauptgruppen geordnet: Aufnehmen, Behalten, Ausscheiden. Gefragt wird nun, ob und wie sich diesen Typen bestimmte gastro-intestinale Störungen zuordnen lassen. Dabei ergibt sich, daß in gewissem Maß auch diese Störungen selbst, als Obstipation oder Diarrhöe z. B., in diese Typologie wohl passen, ja daß der ganze (physiologische) „Lebensprozeß sehr gut als eine Kette dieser drei Hauptfunktionen beschrieben werden" kann.[43] Indem Alexander die Abstraktion noch einen Schritt weiterführt, was „sich bei der Untersuchung psychogener Organstörungen als sehr zweckmäßig erwies"[44] und „die psychischen Vorgänge zunächst nur in Hinsicht auf ihre allgemeine dynamische Richtung" betrachtet, „ohne die große Mannigfaltigkeit ihrer gedanklichen Inhalte"[45] zu berücksichtigen, verschärft er die Definition dieser Typen in merklichem Maße und in interessanter Weise. Sie werden zu drei „psychologischen Tendenzen nach ihrer dynamischen Grundeigenschaft (Richtung)" und erhalten einen weiten Anwendungskreis und eine einfache Handhabung. „Sie lassen sich mit mathematischen Gleichungen vergleichen, in denen verschiedene Werte durcheinander ersetzt werden können.[46] Vektoren nennt Alexander, mit dem mathematischen Sprachgebrauch in Übereinstimmung, diese Tendenzen; er spricht von Vektorquantitäten und Vektoreigenschaften und erreicht damit eine mathematikartige Ausdrucksweise, in der für Personifizierungen kein Raum ist.

Zeigt diese Einführung des Wortes Vektor die Richtung, in die Ferenczis Gedankenmaterial drängt, so scheint mir Alexanders Versuch doch nicht geglückt. Diese Kritik berührt natürlich keineswegs die reichen und bedeutsamen Ergebnisse, die Alexander zur Organpsychosenlehre beiträgt, und auch nicht den vorzüglichen Begriff des „emotionalen Syllogismus". Sie berührt sie so wenig, weil die Vektoranalyse hier kein Arbeitsinstrument, sondern eine Ausdrucksweise ist, bestenfalls ein Programm oder ein Ideal, das zu der konkreten Forschung hinzugegeben wird und gegebenenfalls, ohne ihr Abbruch zu tun, auch entbehrt werden kann — soweit die genannten beiden

41) Alexander, Über den Einfluß psychischer Faktoren auf gastrointestinale Störungen. Int. Ztschr. f. Psa., Bd. XXI, 1935, S. 192 u. S. 219.
42) Störungen, S. 219.
43) Störungen, S. 219.
44) Logik, S. 476.
45) Logik, S. 476.
46) Logik, S. 482.

Aufsätze ein Urteil in dieser Frage gestatten. Daß man auf der Suche nach mathematischen Hilfsmitteln für Psychologie und Biologie auf die Vektorrechnung gerät, ist wohl begreiflich, weil sie eines der Momente, die man „qualitativ" zu nennen pflegt, die Richtung, zu bewältigen gestattet. Da aber in ihr die Richtung unlösbar mit der Größe verbunden ist, bleibt sie so lange nicht eigentlich anwendbar, als eben die Größen der Kräfte, welche solche Richtungen haben, nicht bestimmbar sind. Um mit diesen psychischen Vektoren zu operieren, müßte man die Kräfte messen, die im Spiele sind. Und davon kann derzeit keine Rede sein. Aber auch eine, sagen wir uneigentliche oder vorläufige Anwendung unter Außerachtlassung der Größen hat ihre Schwierigkeiten und man sieht nicht ab, wie Alexander sie wird durchführen können. Ich habe den Eindruck, daß selbst der Richtungsbegriff, der vom Vektor übrig bleibt, in der vorgelegten Publikation vage bleibt. „Ausscheiden" und „Aufnehmen" sind wohl als einander entgegengesetzte Richtungen aufgefaßt, sie würden sich also als Vektoren subtrahieren. Wie aber bestimmt sich die dritte Richtung „Behalten"? Wollte man Alexanders Vektoranalyse dazu verwenden, um die Vergleiche und Analogien in Psychoanalyse und Bioanalyse präziser prüfbar zu machen, so käme es gerade darauf an, mit ihrer Hilfe entscheiden zu können, wann „Behalten" vorliegt und wann nicht. Dazu genügt die bloße Bezeichnung einer Tendenz als „dritte" Richtung nicht. Nahe läge vielleicht die Überlegung, „Behalten" als Gleichgewicht zwischen „Ausscheiden" und „Aufnehmen" zu definieren. „Behalten" wäre aber dann keine „eigentliche" Richtung, sondern das Resultat der Addition zweier gleichgroßer Vektoren, von denen einer die Richtung A, der andere die Richtung B hätte. Natürlich läßt sich eine Entscheidung über die Brauchbarkeit des Verfahrens nicht fällen, ehe es nicht in seiner konkreten Anwendung vorgeführt wird. Ich zweifle aber, daß es geeignet ist, beträchtliche Resultate zu erbringen, wo es sich wie in der Bioanalyse um diskontinuierliche Gebilde handelt, die einer Metrik nicht zugänglich sind. Jedenfalls eliminiert es das „Physiognomische" nicht, sondern verschleiert es bloß, wie noch zu zeigen sein wird.[46a]

Hat sich der Leser — wie ich hoffe — davon überzeugen lassen, daß die Entwicklung der Physiognomik der Organe zu einer „richtigen" Wissenschaft die Herbeischaffung eines mathematikartigen Instrumentes verlangt und daß die Ansätze, die bisher gemacht wurden, nicht den richtigen Weg zeigen, so ist die Situation so günstig wie nur möglich, um meinen eigenen beschei-

46a) Diese Bedenken gegen die Einführung des Vektorbegriffes beziehen sich bloß auf die vorliegende Publikation A l e x a n d e r s. Sie sind daher nicht auf die Vektorbegriffe von T h u r s t o n e oder L e w i n und nicht auf die Bestrebungen von T o l m a n anwendbar.

denen Vorschlag ins vorteilhafteste Licht zu setzen. Ich möchte diese glückliche Konstellation nicht versäumen und hier ein kurzes positives Kapitel in die ohnedies so umfangreiche negative Kritik einschalten.

Kann man ‚Ausscheiden', ‚Aufnehmen', ‚Behalten', Motive, die ja in schlechthin allgemeiner Verbreitung im Organischen vorkommen, als dessen Grundstrukturen erweisen? Gibt es überhaupt ausgezeichnete einfache Gebilde, die man als fundamental einführen könnte? Wieviel und welche? Offenbar sind dies Fragen, die hinter Alexanders Überlegungen stehen, die im Geist der Bionalyse überhaupt wichtig sind und die darüber hinaus Interesse erwecken können. Ihre Beantwortung erbringen topologische Überlegungen, die ich zunächst mit einem merkwürdigen Beispiel als Anschauungshilfe einleite.

Wenn ich meine Geldbörse ordentlich verschlossen habe, so teilt sich die Masse aller Geldstücke auf der Welt in zwei — sehr ungleiche — Mengen: die Münzen innerhalb und die außerhalb meiner Börse. Die Ungerechtigkeit dieser Verteilung bringt doch den logischen Trost, daß sie vorbildlich eindeutig ist. Für jedes beliebige Geldstück steht fest, ob es jetzt „Innen" oder „Außen" ist. Jedes ist jederzeit nur entweder dies oder jenes. Ist die Börse nicht ordentlich verschlossen, dann kann freilich die knifflige Frage entstehen, in welche jener beiden Welten eine halb herausgerollte Münze gehört. Den einfachsten Rat schafft da die unmoralische Vorschrift, den Geldbeutel genau und immer zuzuhalten. Aber auch dann noch verdient der Fall der Berührung Beachtung. Denn bei ihm bekommen Geldstück und Geldbörse eine zusammenhängende Kontur, die Münze wird gewissermaßen zu einem Teil des Beutels selbst und ist, so wie dieser, weder „Außen" noch „Innen". Bei diesem engen Horizont gibt es also in der ganzen Welt bloß dreierlei: das Portemonnaie, außen von ihm und innen in ihm. Die unendliche Mannigfaltigkeit der Vorgänge in der Welt reduziert sich auf Versetzung von Dingen von außen nach innen, von innen nach außen, als Berührung und deren Aufhebung. In diesem höchst primitiven Weltbild — aber wer mutet einem Portemonnaie zu, daß es ein höheres entwickeln könnte? — gibt es keine Grade und Arten von „Innen" und „Außen"; und da in ihm keinerlei Metrik bestimmt ist, nur „Qualitäten" vorkommen, kann ein Geldstück ganz nahebei liegen oder an den Antipoden, es bleibt ununterscheidbar „außen".

Die Anwendung dieser queren Überlegung läßt sich bequemer in einer bildfreien Fassung geben, die darum doch anschaulich bleiben kann. Eine Linie D (Fig. 1) ist nun statt des Portemennaies die Grenze zwischen einem Gebiet „Innen" J und einem Gebiet „Außen" A. Diese Grenze D umfaßt alle Punkte, die weder A noch J sind und die wir nach Belieben als Rand

von A oder von J ansehen können; (J wird dadurch entweder zu einem „Loch" in A oder zu einem begrenzten „Gegenstand", den A umgibt). Welche Versetzungen von Punkten sind hier nun möglich? 1. Offenbar kann ein „Punkt" P so versetzt werden, daß seine Beziehung zur Grenze D nicht verändert wird. Liegt er z. B. in A, so bleibt er trotz der Veränderung in A. Wir schreiben AA und sagen: AA, DD, JJ erschöpfe die bestehenden Möglichkeiten. 2. Es können Versetzungen vorkommen, die diese Relation zu D verändern. Deren gibt es: AD, DA, AJ, JA, DJ, JD. Die Fig. 2 stellt sie dar. Es sind also neun verschiedene Versetzungsweisen möglich. Wollen wir jede eine Figur nennen, so dürfen wir sagen, es gibt neun Grundfiguren, aus denen sich alle an diesem Gebilde möglichen Versetzungen von Punkten (in Beziehung auf D unterscheidbar) zusammensetzen lassen. Dabei zeigt sich leicht, daß ich für jede Figur eine inverse habe, so daß die eine durch die andere aufgehoben wird. Folgt auf AJ die Figur JA, so ist der Zustand, der vor AJ bestand, wiederhergestellt. Ich habe also Versetzungen, für die gilt: $\alpha . \alpha^{-1} = 0$. Ich kann die Gruppe von Versetzungen, die ich α nenne, als eine „Richtung" von der anderen Richtung, die dann α^{-1} heißt, unterscheiden. Ich kann z. B. α den Namen „Nach innen", α^{-1} den „Nach außen" geben. Jedes geometrische Gebilde, das von einer geschlossenen Linie (entsprechend Fläche oder Raum) begrenzt wird, hat die beiden Richtungen α und α^{-1} und die neun Grundfiguren. (Man kann sich auch völlig von diesen anschaulichen Bedingungen befreien und ganz abstrakt formulieren, wenn man sich vor Augen hält, daß solches Gebilde nur der spezielle Fall eines Raumes, das heißt einer Menge von beliebigen Etwassen ist, in denen eine topologische Beziehung definiert wurde. Wir wollen aber im folgenden im engsten Sinn des Wortes beim Anschaulichen bleiben.)

An Stelle jenes Portemonnaies oder der Linie D kann ich die Körperoberfläche eines Organismus setzen. Daß diese im Sinne der Schulgeometrie der Linie D und auch einer Fläche, die an ihrer Stelle stünde, durchaus nicht ähnlich ist, stört unsere Betrachtung nicht. Zwei Linien (bezw. Flächen) sind topologisch gleichwertig, wenn sie geschlossen sind, sie sind dann auf Fig. 1 „abbildbar", auch wenn sie in bezug auf ihre Länge, ihren Verlauf und alle sonstigen metrischen Eigenschaften völlig verschieden wären. Das Gebiet J wird nun „Körperinneres", das Gebiet A wird „Umwelt" heißen können. Und alle Vorgänge „in der Welt" lassen sich in bezug auf die Körperoberfläche D, also sozusagen „von diesem Lebewesen aus" in den neun Grundfiguren beschreiben, freilich in einer „für uns" zu ärmlichen Weltdarstellung. Man wird ihnen nun biologische Namen geben dürfen. JA wird ‚Ausscheiden', AJ ‚Aufnehmen' bedeuten. Wir werden entsprechend AD als ‚Berühren' erkennen und deren Inverse DA etwa als ‚Entfernen"

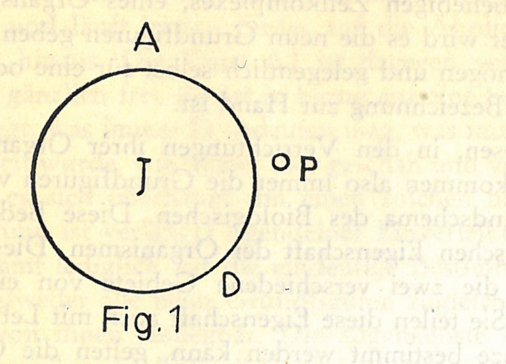


Fig. 1

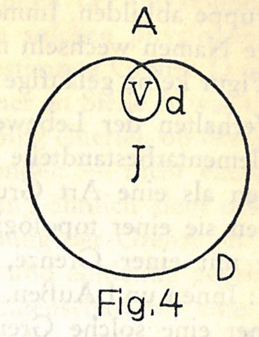


Fig. 4

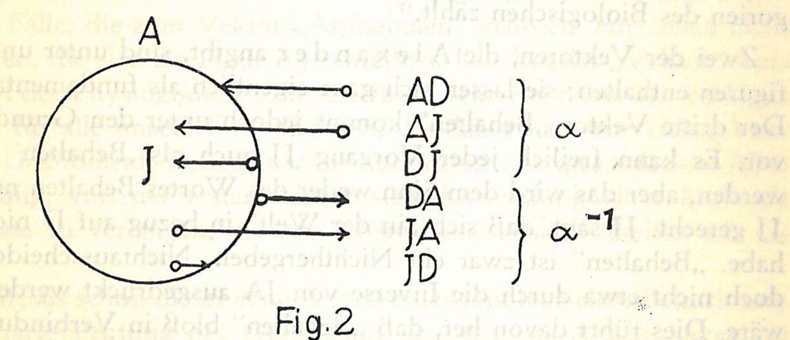


Fig. 2

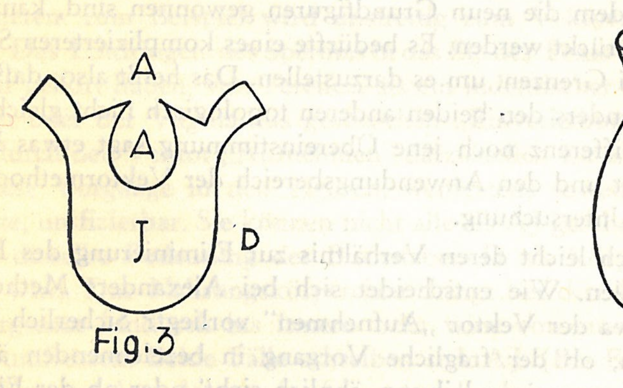
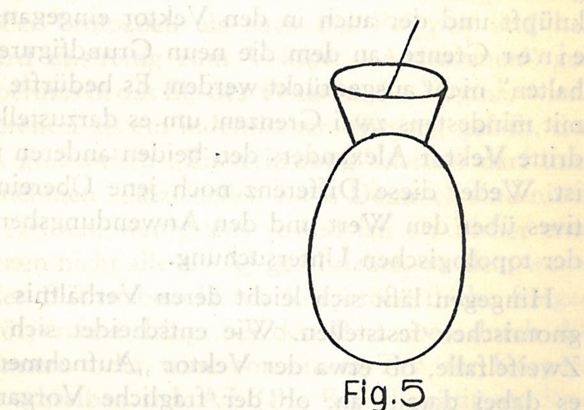


Fig. 3


Fig. 5

deuten. Und so weiter. Die Kurve D, Fig. 1, kann uns auch eine Zellgrenze oder die Begrenzung eines beliebigen Zellkomplexes, eines Organs, einer Organgruppe abbilden. Immer wird es die neun Grundfiguren geben, wenn auch ihre Namen wechseln mögen und gelegentlich selbst für eine oder die andere Figur keine geläufige Bezeichnung zur Hand ist.

Im Verhalten der Lebewesen, in den Verrichtungen ihrer Organe und deren Elementarbestandteile kommen also immer die Grundfiguren vor. Sie erscheinen als eine Art Grundschema des Biologischen. Diese Bedeutung verdanken sie einer topologischen Eigenschaft der Organismen. Diese sind Gebilde mit einer Grenze, die zwei verschiedene Gebiete von einander scheidet: Innen und Außen. Sie teilen diese Eigenschaft auch mit Leblosem; wo immer eine solche Grenze bestimmt werden kann, gelten die Grundfiguren. Bezeichnend für die Lebewesen ist aber, daß bei ihnen diese Eigenschaft so entscheidend ist, daß ein Logiker „Innen und Außen" zu den Kategorien des Biologischen zählt.[47]

Zwei der Vektoren, die Alexander angibt, sind unter unseren Grundfiguren enthalten; sie lassen sich ganz eigentlich als fundamental bezeichnen. Der dritte Vektor „Behalten" kommt jedoch unter den Grundfiguren nicht vor. Es kann freilich jeder Vorgang JJ auch als ‚Behalten' angesprochen werden, aber das wird dem Sinn weder des Wortes Behalten noch der Figur JJ gerecht. JJ sagt, daß sich „in der Welt" in bezug auf D nichts verändert habe. „Behalten" ist zwar ein Nichthergeben, Nichtausscheiden, kann aber doch nicht etwa durch die Inverse von JA ausgedrückt werden, die ja AJ wäre. Dies rührt davon her, daß „Behalten" bloß in Verbindung mit „Hergebensollen" den Sinn bekommt, der sprachgebräuchlich mit dem Wort verknüpft und der auch in den Vektor eingegangen ist. In einem System mit einer Grenze, an dem die neun Grundfiguren gewonnen sind, kann „Behalten" nicht ausgedrückt werden. Es bedürfte eines komplizierteren Systems mit mindestens zwei Grenzen, um es darzustellen. Das heißt also, daß dieser dritte Vektor Alexanders den beiden anderen topologisch nicht gleichwertig ist. Weder diese Differenz noch jene Übereinstimmung sagt etwas Definitives über den Wert und den Anwendungsbereich der Vektormethode oder der topologischen Untersuchung.

Hingegen läßt sich leicht deren Verhältnis zur Eliminierung des Physiognomischen feststellen. Wie entscheidet sich bei Alexanders Methode im Zweifelfalle, ob etwa der Vektor „Aufnehmen" vorliegt? Sicherlich kommt es dabei darauf an, ob der fragliche Vorgang in bezeichnenden äußeren Momenten der Nahrungseinverleibung ‚ähnlich sieht' oder ob der Eindruck

47) Ad. Meyer, Ideen und Ideale der biologischen Erkenntnis, Leipzig, 1934.

einer gewissen Aktivität, Wahl oder dergleichen personartiger innerer Eigenschaften erweckt wird. Das Kriterium ist dabei kaum einwandfrei formulierbar und läuft letzten Endes auf die Ähnlichkeit der physiognomischen Gestalt hinaus. Die Figur AJ ist dagegen von solchen physiognomischen Resten gänzlich frei. Sie ist in bezug auf eine bestimmte Grenze D eindeutig festgelegt, was immer D bedeuten mag, was immer an Stelle A war und nach J versetzt wurde, wie immer dies geschah und völlig einerlei, ob der Vorgang (wenn es sich überhaupt um einen solchen handelt — nicht einmal diese Bedingung ist verlangt) irgendeiner Einverleibung ähnlich sieht oder nicht. Es kommt lediglich auf die eindeutige Bestimmung der Grenze an. Mit ihr sind entweder alle neun Grundfiguren zugleich und eindeutig gegeben oder keine von ihnen festlegbar. Die allgemeinste Eigenschaft für eine Grenze, die „Innen" und „Außen" (und damit die Grundfiguren) einwandfrei definieren soll, ist, daß sie auf einer geschlossenen Linie abbildbar wird. Aus dieser Divergenz der Definition in Alexanders Ansatz und meinem ergibt sich, daß die Fälle, die zum Vektor „Aufnehmen" gehören, mit denen nicht übereinstimmen, die sich als Figur AJ schreiben. Der Begriff „Vektor: Aufnehmen" steht der Physiognomie „Einverleiben" sehr viel näher als die Figur AJ. Dies gilt für alle unsere Grundfiguren, die daher von sehr vielen Vorgängen nur e i n Moment, vielleicht sogar nur ein unwichtiges erfassen. Aber es wäre unbillig, von der ersten, einfachsten Anwendung einer Methode schon Resultate zu verlangen, die alle Komplikationsmöglichkeiten mit erfassen.

Um so mehr, als schon dieser erste Ansatz einer topologischen Betrachtung eine recht scharfe Prüfung des Grades und der Art der Ähnlichkeiten ermöglicht, welche sich in physiognomischen Eindrücken aufdrängen. Die Nahrungsaufnahme sowohl bei Protozoen als auch bei Polypen und bei Säugetieren zum Beispiel wird unstreitig zum Vektor: „Aufnehmen" gehören. Das Eindringen des Spermas in das Ei, des Penis in die Vagina, wird, wie wir gehört haben, von Ferenczi als ein indentischer Vorgang gefaßt, der vom Ei oder der Vagina aus gesprochen „Einverleibung" heißen darf und wohl durch den Vektor „Aufnehmen" darzustellen wäre. Dennoch sind nicht alle diese Vorgänge in den Figuren, wenigstens soweit ich sie bisher entwickelte, unifizierbar. Sie können nicht alle als AJ geschrieben werden, wenn immer dieselbe Bedeutung des Buchstaben D als Körperoberfläche festgehalten wird. Das Nahrungskörperchen dringt bei den Protozoen durch die Körpergrenze hindurch ins Innere oder wird von einem Teil der Körpermasse umflossen. Beide Fälle schreiben sich AJ. (Bei Berücksichtigung längerer Figurenfolgen lassen sie sich unterscheiden, zum Beispiel als AJ und ADJ.) Das Eindringen des Spermas ins Ei schreibt sich gleichfalls AJ (bezw.

ADJ), wobei auf D sinngemäß die Eihaut als Körperoberfläche des Eis abgebildet ist. Hingegen läßt sich die Einverleibung der Nahrung bei den Polypen nicht mehr ohne weiteres durch AJ darstellen. Der Polyp ist ein Sack, dessen Öffnung Mund, dessen Höhlung Darm heißt (Fig. 3). Der Darm kommuniziert durch den Mund mit der Außenwelt; dies Portemonnaie ist nicht verschlossen. Die Körperoberfläche D umschließt nicht die Darmhöhle, sondern die Gewebeschichten zwischen Darmwand und Außenhaut. Hat ein Nahrungskörper seinen Weg durch den Mund in den Darm gefunden, so bleibt danach doch die Figur AA gültig. Erst wenn die Darmwandzellen ihn aufnehmen, schreibt sich der Vorgang AJ, bezw. ADJ. Der Darm der Säugetiere wird von der Innenwand eines an zwei Enden offenen Schlauches gebildet, der sich kontinuierlich in die Körperoberfläche fortsetzt. D bezeichnet also hier die äußerere Körperhaut und die Darminnenwand. Wie beim Polypen ist nicht die Einverleibung durch den Mund, sondern die Resorption durch die Darmzellen AJ zu nennen. Die *immissio penis* ist dem Eindringen des Spermatozoons keineswegs topologisch gleichwertig; sie heißt AD und nicht AJ, weil der Penis in der Vagina doch außerhalb der „Körperoberfläche" D bleibt, sie bloß berührt; während das Spermatozoon ins Innengebiet des Eis gelangt.

Diese topologische Verschiedenwertigkeit der Einverleibungsvorgänge sagt selbstverständlich noch nichts über die bioanalytischen Konsequenzen, die aus der physiologischen oder physiognomischen Ähnlichkeit, die zwischen ihnen allen bestehen mag, gezogen werden. Man kann übrigens das Protozoen- und Polypenverhalten auf der gleichen topologischen „Freßfigur" abbilden, aber die Kurve D darf dann in beiden Fällen nicht Körperoberfläche bedeuten. Das führte zu komplizierteren Darlegungen, als ich hier vorlegen darf.

Von solchen möchte ich bloß einen einfachsten Fall andeuten, der die Einreihung des „Behaltens" ermöglicht. Wenn wir uns den Mund des Polypen geschlossen denken, was freilich seine Fähigkeiten gewöhnlich übersteigt, so wird die Körperoberfläche, Fig. 4, durch eine Kurve D + d abgebildet, die einer Kurve mit einer Selbstdurchdringung entspricht. Die Körperoberfläche, die gewohnterweise D heißt, verläuft nun zwar kontinuierlich, wie bei dem offenen Sack in die Darmwand, aber es sind an ihr nun topologisch zwei Stücke unterscheidbar, von denen wir das neue Stück, die Schlinge, d nennen wollen. Der von d umschlossene Raum ist nicht J, aber auch nicht A, er ist vielmehr von beiden topologisch eindeutig unterscheidbar, was bei dem Darm des offenen Sacks (Fig. 3) nicht möglich war, und verdient daher einen eigenen Buchstaben V. Mit V gewinnen wir u. a. zwei neue Figuren JV, AV, die uns interessieren (und bei Berücksichtigung von

Figurenfolgen, z. B. JVA, JVV, AVJ, AVV . . .). AV drückt etwas von „Einfangen", JV und insbesondere JVV etwas von „Behalten" aus. Beide Figuren sind noch sehr weit von der Komplikation der wirklichen Sachverhalte entfernt, aber diese Betrachtung mag zeigen, wie sich durch die Komplizierung des Systems durch jede neue Grenze die Verhalten-abbildenden Möglichkeiten vervielfachen.

Dieser Raum V kommt nicht erst den einfachen Metazoen zu; er findet sich bereits bei den Protozoen, z. B. als Nahrungsvakuole. Dies sei der Anlaß zur Bemerkung, daß es überhaupt keinen Organismus gibt, der einem System mit bloß einer Grenze äquivalent wäre. Mochte man die Grundfiguren für banal angesehen haben, weil sie sozusagen jedem Ding, jedem System mit einer Grenze zukommen, so ist dieser Sachverhalt geeignet, auf die interessante Möglichkeit hinzuweisen, die Eigenart des organischen *behaviour* aus der Komplikation des „Körpers" abzuleiten. Die Mindestbedingung für ein organisches System sind nicht etwa bloß zwei Grenzen, die schon das einfachste Kolloid besitzt. Daher ist Fig. 4 auch nicht annähernd als Modell eines Protozoons ausreichend, sondern will nur, in jeder Beziehung fast mehr vereinfachend, als zulässig sein mag, anschaulich machen, wie das Protozoon in gewissen Lebenssituationen dem Polypen mit geschlossenem Mund, gleichfalls überaus vereinfacht, topologisch gleichwertig ist. D bedeutet in Fig. 4 also sowohl die Körperoberfläche des Protozoons als auch des Polypen; ihre Bestimmung denken wir uns hier — nochmals zur Vereinfachung — als ganz selbstverständlich gegeben, d bedeutet nun Vakuolenwand für das Protozoon und Darmwand für den Polypen. Nun besteht aber der Polyp aus — zwei Schichten von — Zellen; er ist zusammengesetzt; gegenüber den Zellen, aus denen er besteht, ein System höheren Ranges. Jede seiner Zellen ist physiologisch und physiognomisch ungefähr einem Protozoon gleichwertig. Mit all den hier nicht darzulegenden Einschränkungen gilt, daß die Körperzelle des Polypen dem ganzen Polypen auch topologisch gleichwertig sein kann. Dies hat z. B. statt bei der Zelle mit einer Vakuole eben betrachteter Art und dem Polypen bei geschlossenem Mund. Oder in einem anderen interessanten Fall finden wir das gleiche Verhältnis etwa bei der Choanoflagellate (Fig. 5) und dem Polypen bei offenem Mund (Fig. 3.) Hier liegt keine physiognomische und keine schulgeometrische Ähnlichkeit der ruhenden Körpergestalt und fast keine Ähnlichkeit der Funktion vor; aber man überzeugt sich leicht, daß die Choanoflagellate und der Polyp topologisch gleichwertig sind. Die Darmhöhle entspricht einem eingezogenen „Kragen". Man weiß, daß die Darmepithelzellen der Metazoen sehr häufig Choanoflagellaten gleichen oder aus ihnen durch einige einfache Deformationen zu gewinnen sind.

Solche Fälle belegen, daß die Behauptung, der Organismus, seine Organe und deren Zellen ‚machen dasselbe' — wie noch gegenwärtig sein wird, ist in dieser Behauptung ein zentraler Gedanke von Ferenczis Bioanalyse zusammengefaßt — gelegentlich in prägnanter Bedeutung sinnvoll ist. Es kann durch topologische Untersuchung festgestellt werden, in welchem Umfang sie gilt. Meine Bemühungen haben bisher nicht zu einem Satz geführt, der ganz allgemein die topologische Gleichwertigkeit zwischen den organischen Systemen und den in sie integrierten Systemen niederer Ordnung ausspräche, sondern haben eine zum Teil einfach verständliche Mannigfaltigkeit des Verhaltens aufgedeckt, die Ferenczis Spürsinn durchaus nicht desavouiert, aber seine — und jede — Phantasie erheblich übertrifft. Da der Wert solcher Untersuchungen und Feststellungen eben in ihrer Präzision liegt und diese in einem kurzen Appendix zu einer Kritik nicht erreicht werden kann, so muß das Gesagte zur ersten Empfehlung der topologischen Methode ausreichen.

Der entscheidende Vorzug, den sie gegenüber den Verfahren hat, die meines Wissens in unserer — und der biologischen — Literatur vorliegen, besteht darin, daß sie unter genauer Berücksichtigung aller Einzelheiten der Anatomie und des Verhaltens eine scharfe Analyse der Ähnlichkeiten gestattet. Daß sie zwingt, sich an die Grundeinsicht zu halten, die eine wissenschaftliche Bioanalyse sich gesichert haben muß: daß „Innen", „Außen" und alle Begriffe, die damit zusammenhängen, wie „Ausscheiden", „Aufnehmen", nur auf eine bestimmte Grenze bezogen einen Sinn haben und daher bei Vergleichen zwischen verschiedenen Innengebieten oder Außengebieten die Vergleichbarkeit der Grenze unerläßliche Voraussetzung jeder wissenschaftlichen Aussage ist; daß sie schließlich diese Vergleichbarkeit jenseits aller Metrik herstellt und sichert.

VI. Nachwort.

Die Psychoanalyse der Organe ist in Ferenczis eigener Beurteilung weder der wichtigste noch auch der kühnste, bedeutsamste und glücklichste der Gedanken, deren Fülle sein Buch zu sprengen droht. Sie ist im Zusammenhang der Genitaltheorie bloß ein Nebenweg. Aber die physiognomische Betrachtungsweise, die ich an ihr zu demonstrieren versuchte, steht so sehr im Vordergrund von Ferenczis Phantasie und Denken, daß eine Durcharbeitung der ganzen Genitaltheorie zu dem immer wiederholten — manchmal nicht auf der Hand liegenden — Nachweis physiognomischer Ähnlichkeiten führen würde. Bemüht, aus der Bioanalyse die wissenschaftlichen Aussagen herauszulösen, hätten wir diese Strukturähnlichkeiten immer

wieder so zu formulieren, daß sie topologischer Behandlung zugänglich werden. Da aber Ferenczi fast alle Gebiete der Biologie berührt, kann man mit geringer Übertreibung sagen, daß in Ferenczis Ideenmaterial eine Physiognomik der Organismen schlummert, die nach einer Topologie der Organismen, ihres Körperbaues, ihres Formwandels und ihres Verhaltens verlangt. Daß dieses Unternehmen mit den Mitteln heutiger Biologie und Topologie begonnen werden kann, davon habe ich mich in Untersuchungen überzeugt, die noch nicht publiziert sind. Sie haben mich gelehrt, daß die Deutung der Ferenczischen Bioanalyse als Wissenschaft, trotz vieler Verzichte, doch zu überraschenderen Resultaten führt als die naturphilosophische. Aber niemand wird wünschen, daß die zwei so sehr verschiedenen Aufgaben, zur Revision der Bioanalyse oder zur Vorbereitung einer Topologie der Organismen beizutragen, miteinander verquickt werden. Im Zusammenhang jener Revision hat gewiß nicht mehr von dieser Topologie Anspruch auf Raum, als nötig schien, um die folgenden Thesen deutlich zu machen. Die Anwendung der in der Analyse geübten physiognomischen Betrachtung auf die Biologie erfordert, um wissenschaftlich zu sein, die Einführung eines Instruments, das die aufgewiesenen Ähnlichkeiten objektiv prüfbar und eindeutig vergleichbar macht. Dieses Instrument liegt in der mathematischen Disziplin der Topologie bereit.[48]

48) Merkwürdigerweise hat auch die biologische Forschung dieses Denkmittel bisher noch nicht ergriffen. Vielleicht ist es jedoch bloß der Zufall meiner Literaturunkenntnis, daß ich keiner Studie begegnet bin, die sich *explicite*, resolut und konkret dieses Stoffes bemächtigt hätte. Denn die Topologie als allgemeinste Anordnungslehre, als sogenannter „Kalkül der Qualitäten" liegt in der Luft und drängt sich dem Biologen auf, aber — soviel ich sehe — bloß durch Anwendung sehr abstrakter Gedankengänge (Woodger, Lewin) oder mehr von ferne her (Driesch, Uexküll, Meyer). Und das ist um so merkwürdiger, als schon der Erfinder der *Analysis situs* ausgesprochen hat, daß die Topologie der Biologie gehört. Unter den Vorteilen, die sein neuerfundener Kalkül „Analysis der Lage" haben kann, erwähnt Leibniz: „Ferner wird er, außer in der Geometrie, auch in der Erfindung von Maschinen und in den Beschreibungen der Mechanismen der Natur bisher unbekannte Anwendungen verstatten." (Leibniz, Hauptschriften zur Grundlegung der Philosophie, Felix Meiner, Leipzig, Zur Analysis der Lage. Bd. I, S. 76); Ähnlich im Briefe an Huyghens vom 8. September 1679: „Man könnte dies Verfahren auch zu genauen Beschreibungen der Naturkörper, z. B. der Pflanzen und des Baues der Tiere benutzen . . . Wir sehen z. B., welche Reihe von geometrischen Schlüssen notwendig ist, um uns den Regenbogen zu erklären, der doch eine der einfachsten Naturerscheinungen ist; man kann hieraus ersehen, welche Kette von Folgerungen notwendig wäre, um die Struktur bestimmter Mischungen zu bestimmen, deren Zusammensetzung so äußerst fein ist, daß das Mikroskop, indem wir sie auf weniger als ihren 100.000sten Teil reduziert betrachten, uns keine wesentliche Aufklärung gibt. Es wäre indessen einige Hoffnung, dies Ziel teilweise zu erreichen, sobald diese wahrhaft geometrische Analyse begründet wäre." (L. c., Bd. I, S. 78 f.) Ein anderer großer Erfinder, ohne den die heutige Topologie nicht zu denken wäre, Cantor, versichert, die eigentliche Veranlassung zu

Wie umfangreich immer der physiognomische Sektor in der Bioanalyse sein mag, die neun Kapitel des Buches von Ferenczi, in denen wir bisher nur gelegentlich und sehr parteiisch geblättert haben, während wir dem ersten Kapitel soviel Sorgfalt zugewendet hatten, enthalten manche Stelle, die gänzlich anderer Art ist, andere Aufgaben stellt und andere Folgerungen nahelegt. Obgleich die bioanalytische Literatur nicht umfangreich ist, geben die Arbeiten von Broughton, Brun, Ortvay und Alexander, die im Voranstehenden allein berücksichtigt sind, von ihr doch nur ein ungenügendes Bild. Der entscheidend wichtigen Aufstellungen und Bemerkungen Freuds ist noch nicht einmal Erwähnung getan. Was von ihnen in die Bioanalyse eingegangen ist und worin die sehr tiefen Unterschiede bestehen, die sie von ihr trennen, ist nicht dargestellt. Was ich hier vorlegte, ist also bloß das Bruchstück einer Revision. Dies soll nicht entschuldigt und begründet werden; auch die Ankündigung späterer Fortsetzung bleibt in dieser unsicheren und der wissenschaftlichen Arbeit so ungünstigen, selbst feindlichen Zeit besser fort. Der fragmentarische Charakter soll jedoch nachdrücklich betont sein, damit das so naheliegende Mißverständnis möglichst vermieden werde, als verträte ich die Meinung, in jenen zwei Thesen sei auch die Frage erschöpft, was Biologie und Psychoanalyse überhaupt einander bedeuten könnten; oder es sei in ihnen eine Kritik, Würdigung und Prüfung des Werkes von Ferenczi auf eine Formel gebracht. Vielmehr behandeln sie nur die Frage, was mit all den vielen und verblüffenden Analogien, zwischen der Person und ihren Körperorganen, die Ferenczi nachweist, anzufangen wäre, um sie zu wissenschaftlichen Aussagen zu machen, zu Behauptungen also, die auf ihre Richtigkeit geprüft werden können.

seinen Untersuchungen über Punktmengen hätten ihm gewisse Anwendungen auf die Naturlehre der Organismen zwecks einer genaueren Ergründung des Wesens des Organischen geboten. (Brief vom 22. September 1884.) — Lewins interessante Anwendung der Topologie auf psychologische Fragen steht hier nicht zur Diskussion.

MITTEILUNGEN UND DISKUSSIONEN

Zur Frage der Libidokriterien

Von
Imre Hermann
Budapest

In einer Abhandlung „Über die Einteilung der Triebe" gibt Bernfeld zwei Vorschriften zur Zuordnung einer Tatsache zum Bereich der Libido. Die erste wird das psychoanalytische Kriterium benannt und betrifft den Libidobegriff im Sinne der Sexualtriebe (zum Unterschied von den Ichtrieben), die zweite soll ein physiognomisches Kriterium sein und betrifft den Libidobegriff im Sinne der Lebenstriebe (zum Unterschied vom Aggressionstrieb). Diese zweite Vorschrift soll nach Bernfeld eine neue Untersuchungsrichtung, die objektiv gebaute topologische, erfordern.[1]

Sterba knüpft an Bernfeld an, stimmt der Bewußtmachung dieser zwei Libidokriterien zu, meint aber, das Gefühlsmoment der Lust sollte als das wesentlichste Element der ersten Vorschrift viel prägnanter betont werden. Es seien doch Lust und Sexualität einander zugeordnet. Das Libidokriterium muß damit, meint Sterba, schon gegeben sein: das Lustvolle.[2]

Es wäre vielleicht lohnend, wenn man die Verschiedenheiten der Auffassungen etwas schärfer und kühner ins Auge fassen würde. Merkwürdig genug: die grundlegenden Verschiedenheiten sind — in Bernfelds Arbeit gegenüber einer möglichen, in Sterbas Abhandlung gegenüber einer tatsächlichen Gegenmeinung — nicht ausgesprochen. Sie müssen bewußt gemacht werden, wobei vielleicht die Parteinahme der genannten Autoren nicht so intransigent ausfiele, wie sie hier herausgearbeitet wird.

Erster Gegensatz. — Sterba meint, Lust wäre gleich sexueller Lust. Daher kann Lust zugleich als Kriterium der Libido gelten. Bernfeld vermeidet diese einfache Art von Zuordnung und spricht von lustvollen Betätigungen an den erogenen Zonen. Dann — hat diese letztere Bestimmung einen überlegten Sinn — muß es auch andere Lustmöglichkeiten geben. Führe auch — wird er argumentieren können — bei jeder Lust ein psychoanalytischer Weg zu einem Libidotatbestande, so könne doch dieser ein angelehnter sein, das heißt, er könne auch eine andere, originäre Lustquelle verdecken.

Hier sollte die eine oder die andere These mit Beweisen belegt werden. Der Lust-Pluralist hat es leicht, er wendet sich an die subjektive Erfahrung, stellt sich also gerade auf den Standpunkt, den Sterba so stark unterstreicht,

1) Bernfeld: Über die Einteilung der Triebe. Imago, Bd. XXI, 1935.
2) Sterba: Über Libidokriterien. Imago, Bd. XXII, 1936.

und weist hier die von niemandem bestreitbare Tatsache der Qualitätsunterschiede der Lustarten nach. Der Lust-Monist hat es scheinbar noch leichter, denn er erwidert: die qualitativen Unterschiede sind unwesentliche Unterschiede, im Wesen besitzt jede Lust die gleiche Qualität. Ja, wieso im Wesen? Ist etwas als wesentlich anerkannt, dann müssen wir nachforschen, von welchem Standpunkte aus es als wesentlich statuiert wurde. Und dann werden wir entweder auf die unausgesprochene Voraussetzung stoßen, es gebe nur eine Art von Lust, die dann nachträglich als Tatsache herausgelesen wird, oder aber es gilt, Beweise zu produzieren. Wie könnte aber solch ein Beweis aufgebaut sein, wenn er nicht das Subjektive, die Qualität, beinhalten soll? Er könnte auf objektivem Gleichheitsnachweis der zur Lust führenden Abläufe fundiert sein.

Ein als objektiv zu betrachtender Gleichheitsnachweis könnte entweder spekulativ-prinzipiell oder empirisch versucht werden. Den ersten Weg geht auch Sterba, indem er Freuds Erkenntnis, das Lustprinzip vertrete den Anspruch der Libido, heranzieht. Hier erscheint aber nochmals die zu beweisende Tatsache als Voraussetzung, denn Lustprinzip als allgemeines Richtungsprinzip der Abläufe wird mit Auftreten von Lust und Schmerz gleichgesetzt, das doch historisch dem allgemeinen Richtungsprinzip vorausgehen muß. Diese Gleichsetzung von Prinzip und Erscheinung wäre erst zu rechtfertigen. Bis zu solch einer Rechtfertigung möchte ich eher daran festhalten, daß ebenso wie die theoretisch angenommenen Lebens- und Todestriebe vom Anfange alles Lebens an wirken, auch Lust und Schmerz als Erlebnis, nicht aber als Prinzip vom Beginne jedes bewußten Lebens an erscheinen. Man vergesse nicht, daß ursprünglich durch Freud — nicht unbegründet — Lust aus Spannungsverminderung, sonach in der Sprache späterer Theorie, aus einem Todestriebäquivalent entstehend gedacht wurde. So liegt gerade spekulativ-theoretisch die Möglichkeit offen, dem Aggressionstrieb könnte auch eine Art Lust entsprechen, die von dieser ursprünglichen, die Spannungsverminderung begleitenden Lust abgeleitet wäre. Die Libido selbst hätte sich an diese ursprüngliche Art anlehnen, sich ihrer bemächtigen, sie umformen können — bis zur lustvollen Spannung des Genitaltriebes. Ein empirischer Beweis, es gebe nur eine Art von Lust, könnte aber nur in dem Falle Geltung beanspruchen, wenn er durchwegs objektiv, das heißt durch den von Fall zu Fall gelingenden Nachweis eines faktisch verfolgbaren Kriteriums geführt würde. Freud nennt in seiner Arbeit „Das ökonomische Problem des Masochismus“ mehrere objektive Qualitäten — Rhythmus, zeitlicher Ablauf in der Veränderung, Steigerungen und Senkungen der Reizquantitäten —, an welchen die Lust möglicherweise hängen könnte. Jeder derart gebaute Beweis wirft nochmals die Frage der Zuordnung von Lust und einem außer ihr erkennbaren Objektivem auf.

Zweiter Gegensatz. — Auf diesen stießen wir schon öfters im Rahmen des ersten, im letzten Satze ist er wieder emporgetaucht. Bernfeld meint, das Kriterium soll möglichst objektiv sein, objektive Merkmale enthalten, Sterba will das Subjektive als einziges Kriterium nicht fallen lassen. Bernfeld will zur neuen

objektiven Wissenschaft, der Topologie, gelangen, für Sterba scheint jede Bestimmung außer der Lust als Libidokriterium verwirrend und nichtssagend zu sein. Wie mir scheint, ist Sterba darin zuzustimmen, daß praktisch-therapeutisch das subjektive Erlebnis der Lust bei vermutlich sexuellen Triebäußerungen des Patienten das Ausschlaggebende ist. Wie aber, wenn etwa die Frage aufgeworfen wird, ob Libido beim Anwachsen gut- oder bösartiger Geschwülste mitbeteiligt sei oder nicht? Man kann den Satz: Wo Lust, dort Libido — angenommen, er sei bewiesen — nicht ins Negative umkehren und den Satz gewinnen: wo keine Lust, ist auch keine Libido.

Da beruhigt uns wieder die der Objektivierung gegnerische Stellungnahme, man müsse nur abwarten, das psychoanalytische Verfahren werde — wenn das Anwachsen libidinös bedingt ist — diese Lust schon nachweisen können. Doch entsteht die Frage, wie Sterba der Libidotheorie — der Theorie, der Sexualtrieb werde, in welcher Erscheinungsform er auch waltet, durch eine einzige quantifizierbare Energieart, eben der Libido, gespeist — gegenüber stehe. Wenn diese Theorie nichts mehr aussagt als die Lust-Theorie: die (sexuelle) Lust sei einheitlichen Ursprungs, so ist die Annahme einer Libido tautologisch, führt zu keiner weiteren Erkenntnis. Sie besagt aber mehr, sie stellt den Kontakt des Subjektiven mit dem Physiologischen her, sie spricht aus, daß das subjektive Lustphänomen objektiviert werden kann, in der Sprache der übrigen Naturwissenschaften bestimmbar ist. Das führt aber zur Verpflichtung, über das Tautologische hinweg die Möglichkeit einer neue Gebiete erschließenden objektiven Vorschrift anzuerkennen und diese Vorschrift tatsächlich herauszuarbeiten.[3]

3) Vgl. Hermann: Die Psychoanalyse als Methode. Int. Psa. Verlag, Wien, 1934, S. 105 f.

BESPRECHUNGEN

Aus der psychoanalytischen Literatur

MENG, HEINRICH: **Historische Grundlagen Freudscher Forschung.** Zum 80. Geburtstag Sigmund Freuds am 6. Mai 1936. Sonderabdruck aus „Gesundheit und Wohlfahrt". Zürich, Orell Füßli, 1936. 7 Seiten.

Aus einer Vorlesungsreihe „Einführung in die wissenschaftliche Welt der Psychoanalyse" hören wir hier die Einleitung, welche die Wissenschaftslage der Neurologie in den 80-er Jahren des vorigen Jahrhunderts, Charcots Hysterie-Forschungen, die hypnotische Methode, Breuers Entdeckung und die erste Form der Psychoanalyse darstellt. Die knappen, doch klaren Ausführungen sind mustergültig zu nennen. Eine eingehendere Darstellung der historischen Grundlagen Freudscher Forschung hätte außer dieser „neurologischen" Lage noch die zeitgenössischen Bewegungen, wie z. B. die Frauenemanzipation oder die Syphilisforschung, die zeigte, daß sexuelle Ausschweifungen an sich keine Ursache der Rückenmarksschwindsucht seien, u. a. m. in Betracht zu ziehen.

I. Hermann (Budapest)

Aus der Literatur der Grenzgebiete

KRÄGELOH, KONRAD: **Einsfühlung.** Ihr Wesen und ihre Bedeutung für die unmittelbare Erziehung. München, Verlag Ernst Reinhardt, 1936. XII und 193 Seiten.

Der Begriff „Einsfühlung" im Sinne von Identifizierung wurde zuerst von Max Scheler in seiner Arbeit über „Wesen und Formen der Sympathie" geprägt und dort von dem älteren Begriff der Einfühlung unterschieden. Die vorliegende jugendpsychologische Untersuchung eines Pädagogen behandelt im Hauptteil zunächst die unbewußte „seelische Einsfühlung" mit Dingen und Menschen, die als eine Urform des Lebensverhaltens bezeichnet wird. In dieser Kinder und Jugendliche kennzeichnenden Einsfühlungsgabe erblickt der Verfasser „den Zugang zur jungmenschlichen Wirklichkeit". Gemeint ist nicht nur die beseelende, personifizierende Tendenz der Primitiven und der Kinder als Ausdruck einer weitestgehenden narzißtischen Identifizierung mit der Umwelt, sondern auch die narzißtische Neigung, seine eigenen Gefühle auf den Nebenmenschen zu projizieren, ihn nach sich selbst zu beurteilen. Im Geistigen führt diese Einsfühlung dann zu Fiktionen. An Selbstzeugnissen Jugendlicher, Schülerarbeiten, die Krägeloh durch eine Reihe von Jahren tagtäglich schreiben ließ, erweist er die segensvolle Funktion der seelischen Einsfühlung in der Frühzeit, aber auch ihre Gefahren für die notwendig werdende Erkenntnis der Wirklichkeit. Proben aus Schüleraufsätzen werden schon in der Einleitung herangezogen, um die drei typischen Merkmale der Pubertät darzulegen: das körperliche Schwächeempfinden, das Werterleben und das soziale Fühlen. Auf der Grundlage der seelischen Einsfühlung entwickle sich dann beim Reifling die echte sittliche Einsfühlung als gemeinschaftsgründendes Bewußtsein im Vorgang der Charakterreifung; durch jene lerne er erst sich selbst und den anderen kennen. Sittliche Einsfühlung sei unmittelbare, wirkliche Erziehung und gründe sich auf Identifizierung mit vor-

bildlichen Persönlichkeiten der Vergangenheit und Gegenwart. Durch einen Akt der Selbstaufgabe werde der Jugendliche der andere in seiner Lage (nicht umgekehrt wie bei der die Wirklichkeit des anderen zumeist verfehlenden seelischen Einsfühlung): er erlebe dessen Verantwortung im Dienste der Gemeinschaft und dessen Pflicht, Entscheidungen zu treffen. Bei diesem Prozeß der Selbsterziehung falle auch dem Erzieher eine wichtige Rolle zu, der ja neben dem Körperalter und Intelligenzalter das Charakteralter des Schülers besonders beachtet. Daß der Jugendliche auf diese höhere Stufe gelangt, ist nach Ansicht des Verfassers niemals durch Psychologie zu erklären. „Das Wunder der sittlichen Einsfühlung" werde in Wahrheit durch überpersönliche Mächte bewirkt; es bestehe ein wesenhafter Zusammenhang zwischen dem Sittlichen und der Volksgemeinschaft. Hier wendet sich Krägeloh mit Schärfe gegen Max Scheler, dem er individualistische Auffassung und Intellektualisierung des Heldischen und Religiösen zum Vorwurf macht. Bei solcher Haltung, die den Menschen ganz auf sich selber stellt, erscheine das Opfer für den anderen, die Hingabe des eigenen Lebens für die Gemeinschaft sinnlos. Scheler frage nur, woher das stammt, in dem jemand sich mit dem anderen einsfühlt, aber nicht, worin sich jemand mit dem anderen einsfühlt; für das allen Menschen Gemeinsame, Freude und Trauer, habe dieser Denker kein Auge.

Die unter dem Einfluß Eduard Sprangers stehenden Ausführungen Krägelohs künden von praktisch-pädagogischer Erfahrung und sind von großem Idealismus sowie erfreulichem Verständnis für das Seelenleben der Jugendlichen getragen. Die Sprache des Autors befleißigt sich lobenswerter Reinheit und Schlichtheit. Trotz der vorwiegend weltanschaulichen Tendenz verdient die Schrift auch schon wegen der bekenntnishaften Äußerungen der Schüler das Interesse des Psychologen. Irgend ein Hinweis auf die Psychoanalyse findet sich nicht.

A. v. Winterstein (Wien)

JUNG, C. G.: **Analytische Psychologie und Erziehung.** Drei Vorlesungen, gehalten in London, im Mai 1924. Zürich und Leipzig, Rascher, 1936. 95 Seiten.

Wer Sinn und Verständnis dafür hat zu sehen, wie auch geistige Entdeckungen und Erkenntnisse organisch aus ihrer Zeit herauswachsen, wird nicht ohne Anteilnahme die Entwicklung der Psychoanalyse verfolgen können.

Mit der Wende des 19. Jahrhunderts blüht die neue Wissenschaft auf und findet ihre klassische Formulierung im Lebenswerke von Freud. Es scheint nun nicht leicht zu sein, sich in die Rangordnung wissenschaftlicher Hierarchie taktvoll einzuordnen, ohne dem schmerzlichen Gefühle Raum zu geben, von einem helleren Gestirne überstrahlt zu werden.

Betrachtungen dieser Art steigen dem Leser bei der Lektüre des vorliegenden Buches auf, das vor zehn Jahren zum ersten Male im Niels Kampmann Verlag in Heidelberg erschienen war und nun von Rascher Zürich unverändert übernommen worden war.

In drei Vorträgen wird die analytische Psychologie entwickelt, die die psychologische Begabung und Darstellungskunst von Jung nicht verleugnen. Der Autor schildert, wie er über das Assoziations-Experiment zur Annahme unbewußter gefühlsbetonter Komplexe gekommen sei, wie er Freuds Schüler wurde, wie aber dessen „Sexualtheorie und sein in dieser Hinsicht äußerst bedauerlicher Dogmatismus" ihn schließlich genötigt hätte, sich wieder von ihm zu trennen.

Der erste Vortrag unterscheidet fünf Gruppen seelischer Störungen, „von deren Vorhandensein jeder Erzieher wissen sollte": das geistig defekte Kind, das moralisch defekte Kind, das epileptische Kind, das neurotische Kind und die Formen der Psychose.

Der zweite Vortrag schildert die vier Methoden, das „Unbekannte" bei einem Patienten zu erforschen: die Assoziations-Methode, die Symptomanalyse, die anamnestische Analyse und die Analyse des Unbewußten, wobei er gütig beifügt: „Ich bitte zu beachten, daß ich diese vierte Methode nicht ‚Psychoanalyse' nenne, da ich diesen Ausdruck ganz den Freudianern überlasse. Was sie unter Psychoanalyse verstehen, ist in Wirklichkeit Sexualanalyse".

Der dritte Vortrag skizziert das „kollektive Unbewußte". „Kollektiv", weil es nicht ein individuell Erworbenes ist, sondern das Funktionieren der ererbten Gehirnstruktur, die in ihren allgemeinen Umrissen die gleiche ist bei allen menschlichen Wesen, in gewisser Hinsicht sogar bei allen Säugetieren". „In der Freudschen Doktrin hat das kollektive Unbewußte keinen Platz", sagt Jung. Angeschlossen werden drei Krankengeschichten von Mrs. F. Wickes, Lehrerin und beratender Psychologin an der St. Agatha-Schule in New-York.

Der Autor läßt keine Gelegenheit vorbei, ohne gegen die Freudsche Psychoanalyse aufs heftigste zu polemisieren. Der Stein des Anstoßes ist die Sexualität und im Besonderen die infantile Sexualität. „Solch eine Hypothese weitester Verwendbarkeit wirkt am Anfang wie eine optische Täuschung: sie verwischt alles Andersfarbige und man sieht nur noch rot". Daß hier Jung nur noch „rot sieht", ist aber wohl kaum ein Problem der Wissenschaft Psychoanalyse, sondern ein psychoanalytisches Problem einer empirischen Person.

Ganz hübsch ist, wenn er sagt: „Unsere Methode ist das Begreifen des Lebens, wie es sich in der Seele des Menschen darstellt" oder „Die meisten der frühesten Lebenseindrücke werden bald vergessen und bilden die infantile Schicht des persönlichen Unterbewußten, wie ich es nenne", oder „Es ist wirklich fast unmöglich, gewöhnliche Träume zu deuten, ohne den Träumer persönlich zu kennen".

Recht dunkel sind Sätze wie der folgende: „Das ererbte Gehirn ist das Resultat des anzestralen psychischen Lebens". Unnötig ist es doch wohl, den guten Ausdruck „Übertragung" mit „Kontakt" zu übersetzen, oder statt Wunscherfüllung „Kompensationsfunktion" zu sagen. Verdrängung wird in „Unterdrückung" verbessert. Schließlich sei noch der Satz vermerkt: „In Wirklichkeit könnte keine moralische Verurteilung die Sexualität so verhaßt machen, wie die Obszönität und die verblendete Dummheit der psychoanalytischen Literatur es tut". Ph. Sarasin (Basel)

IMAGO, Band XXIII (1937), Heft 2

(Ausgegeben im Juni 1937)

Seite

Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:

DR. FRANZ ALEXANDER, 43 East Ohio Street, Chicago, Ill.
DR. SIEGFRIED BERNFELD, 51 Buckland Crescent, London, N.W. 3.
Mme. MARIE BONAPARTE, 6, rue Adolphe Yvon, Paris XVI.
DR. THOMAS M. FRENCH, 43 East Ohio Street, Chicago, Ill.
DR. IMRE HERMANN, Fillér-u. 25, Budapest II.
DR. ERNEST JONES, 81 Harley Street, London, W. 1.
DR. RENÉ SPITZ, 18 bis, rue Henri Heine, Paris XVI.

Wir bitten zu richten:

Redaktionelle Zuschriften an die Redaktion der „Imago", Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Wien IX, Berggasse 7

Geschäftliche Zuschriften aller Art an Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Wien IX, Berggasse 7

Eigentümer und Verleger: Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Gesellschaft m. b. H., Wien IX, Berggasse 7
Herausgeber: Prof. Dr. Sigm. Freud, Wien. — Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Robert Wälder, Wien II, Obere Donaustraße 35
Druck: Jakob Weiß, Wien II, Große Sperlgasse 40
Printed in Austria

IMAGO, Band XXIII (1937), Heft 2

(Ausgegeben im Juni 1937)

Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:

DR. FRANZ ALEXANDER, 43 East Ohio Street, Chicago, Ill.
DR. SIEGFRIED BERNFELD, 51 Buckland Crescent, London, N.W. 3.
Mme. MARIE BONAPARTE, 6, rue Adolphe Yvon, Paris XVI.
DR. THOMAS M. FRENCH, 43 East Ohio Street, Chicago, Ill.
DR. IMRE HERMANN, Fillér-u. 25, Budapest II.
DR. ERNEST JONES, 81 Harley Street, London, W. 1.
DR. RENÉ SPITZ, 18 bis, rue Henri Heine, Paris XVI.

Wir bitten zu richten:

Redaktionelle Zuschriften an die Redaktion der „Imago", Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Wien IX, Berggasse 7

Geschäftliche Zuschriften aller Art an Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Wien IX, Berggasse 7

Eigentümer und Verleger: Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Gesellschaft m. b. H., Wien IX, Berggasse 7
Herausgeber: Prof. Dr. Sigm. Freud, Wien. — Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Robert Wälder, Wien II, Obere Donaustraße 35
Druck: Jakob Weiß, Wien II, Große Sperlgasse 40
Printed in Austria

IMAGO / XXIII (1937) / Heft 2

XXIII. Band 1937 Heft 2

IMAGO

Zeitschrift für psychoanalytische Psychologie ihre Grenzgebiete und Anwendungen

Offizielles Organ der Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung

Herausgegeben von

Sigm. Freud

Redigiert von Ernst Kris und Robert Wälder